Johann Adam Pupikofer : Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung [Fortsetzung]

Autor(en): **Meyer, Johannes**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **36 (1896)**

Heft 36

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-585601

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Personen und Reisenden, mit denen ich zusammentraf, leben im allgemeinen sobre und einfach. Man frühstückt zwischen 8 und 10 Uhr Thee oder Kaffee mit Butter und zwei Eiern, öfters noch einigen Schnitten Fleisch. Dann wird nichts mehr genommen bis abends 5 Uhr, zu welcher Zeit zu Mittag gespeist wird. Viele trinken nur Wasser dazu, oder eine halbe Flasche — eine kleine Stinze — Ale (Bier). Wein sieht man sehr selten.

Außer der königlichen Garde, die vor den Gebäuden der Krone und der Hauptadministration die Wache hält, sieht man in London kein Militär, außer im Tower; auch im Schloß Windsor ist eine Garnison.

Die Konstafler üben die Polizei, ohne bewaffnet zu sein. Man erkennt sie an ihrer blauen, mit einer Garnitur am Halskragen versehenen Kleidung. Sie scheinen an große Mäßigkeit gewöhnte Leute zu sein, die keinen Lärm machen, sondern ihre Befehle mit Anstand ausrichten. Wenn man sich bei denselben nach etwas erkundigt, so geben sie vollkommen befriedigende Auskunft.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

K. Schaltegger, Pfarrer.

Johann Adam Pupikofer.

Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung

von **Dr. Johannes Meyer.**

(Fortsetzung.)

Der Student in Zürich.

1815.

Froh, unsern Wunsch endlich erreicht zu sehen und von Frauenfeld fortzukommen, trafen wir nun unsere Vorbereitungen zur Abreise. Freilich war uns die vom Kirchenrath bestimmte

Musenstadt Zürich kein eigentlich frohes Ziel; denn wir kannten gerüchtsweise die Zürcher als schreckliche Philologen, und die Philologie war nicht gerade unsere starke Seite. Man kann sich denken, wie uns zu Muthe war, wenn wir uns im Geiste so unter den Meistern als Stümper erscheinen sahen. Allein der Würfel war gefallen, und alle Einwendungen nützten uns nichts; das Große, das der Geringe vor sich sieht, dient ihm als Sporn zu höherm Streben. Wir schmiegten uns also, wenn schon mit schwerem Herzen unter das schon vorgesehene Joch der höhnischen Verachtung.

Um nicht mit leerem Beutel reisen zu müssen, forderte ich von Hrn. Oberrichter Dummeli das in diesem Jahre verfallene erste Quartal meines Stipendiums; allein weil er darüber nicht unterrichtet war, wie lange ich diese Wohlthat des Staates zu genießen habe, verlangte er durch mich ein Billet vom Antistes mit der Weisung, ob er mir meine Forderung erfüllen dürfe. Dies stürzte mich in große Bangigkeit, indem ich fürchtete, man möchte jetzt die Hand zu einer Zeit von mir abziehen, wo ich der Hilfe am meisten bedurfte, und schon dachte ich darauf, wie ich mit Fug die Studien aufgeben könnte. Doch jene im letzten Examen zu Frauenfeld (s. Heft 35, Seite 154) von den Herren Examinatoren erhaltenen gnädigen Blicke äußerten sich jetzt thätlich, insofern mir der Genuß meines Stipendiums, ohne daß ich weiter auch nur einen Schritt unternehmen mußte, für meine ganze Studienzeit zugesichert wurde. Man zahlte mir nicht nur das erste, sondern auch das zweite Quartal aus. Welche Gnade, die ich eigentlich dem Philosophen Leibnitz und seinen Monaden verdankte! So lange und so räthselhaft wirken große Geister auf die ferne Nachwelt!

Um auch bei meinen Verwandten wo möglich wirksame Theilnahme für meine fernere Laufbahn zu erregen, besuchte ich sie der Reihe nach; allein nirgends erhielt ich von ihnen auch nur die kleinste Beisteuer zu meinen künftigen Auslagen als bei

meinem Vetter in Engwang und dem Stiefbruder meiner Mutter. Ich schöpfte aus dieser bittern Erfahrung den Trost, daß ich dereinst meinen Verwandten wenig Dank schuldig sei. Ein Glück meinen Verwandten danken zu müssen, in deren Augen es so groß ist (denn sie selbst sind niedrig), wäre mir eine Last gewesen, die mich künftig sehr hätte drücken können; denn eine Unterstützung von ihnen hätte ich sicherlich mit Kapital und Wucherzins zurückerstatten müssen; wird es doch schwer genug halten, dem Herrn Präzeptor Kappeler seine Barmherzigkeit, daß er mich immer um zwei Gulden wöchentlich am Tische hielt, zu vergelten.

Nachdem ich dann von meinen lieben Eltern in Tuttwyl einen rührerndern Abschied (als damals, da ich vom Pfluge weg das erste Mal ganz allein nach Frauenfeld taumelte, um mir dort den Weg meines Schicksals anzubahnen) genommen und einige Zahlungsgeschäfte abgemacht hatte, packte ich mein ganzes Eigenthum zusammen und schickte das Nothwendigste davon vorher nach Zürich an die Frau Pfarrer Wiederkehr (s. Heft 35, S. 107), die Mutter der Frau Präzeptor Kappeler; denn die Tochter hatte mir bei ihr an der Münstergasse für einstweilen das Quartier ausgemittelt.

Der Tag der Abreise wurde auf Freitag den 28. April angesetzt. Des Morgens um halb 8 Uhr hatten wir beim Herrn Antistes die Abschiedsvisite, wobei mir (als der Hauptperson oder als dem geringsten? war mir nicht deutlich) ein Brief von Herrn Pfarrer Benker in Dießenhofen an den Chorherrn Bremi und von Herrn Dekan Locher in Wigoltingen einer an den Inspektor Horner übergeben wurden. Alsdann fuhren wir sogleich von Frauenfeld ab, nämlich wir vier Studiosi Scher von Zihlschlacht, Vogler von Frauenfeld, Hanhart von Steckborn und ich, in Begleitung von Daniel Vogler, Friedrich Vogler, Substitut Müller, Hutmacher Büel und Franz Neuweiler. In Winterthur nahmen wir das Mittagessen; in Töß verabschiedeten wir uns von unsern

Begleitern und verfügten uns dann allein und per pedes apostolorum nach Zürich. Unterwegs war unsere Stimmung fortwährend eine Mischung einerseits zwischen der Freude, dem Bockshorn in Frauenfeld einmal entschlüpft zu sein und eine größere Welt sehen zu können, anderseits der Furcht vor Zürichs Philologie.

Am folgenden Tage beschäftigten wir uns, soviel ich mich erinnere, einzig mit unsrer häuslichen Einrichtung und mit Aufsuchung unsers Landsmanns, des Stud. Maron von Berlingen[57]), der seit dem Herbste des vorangegangenen Jahres bereits in Zürich studierte. Dieser ertheilte uns nach bestem Wissen und Vermögen alle lokalen Hinweisungen.

Montag den 1. Mai machten wir den Herren Professoren unsre Aufwartung, und zwar zuerst dem Chorherrn Bremi. Dieser mochte wohl im ersten Augenblick einen ziemlich armseligen Eindruck von uns empfangen. Ich hatte nämlich das an ihn gerichtete Empfehlungsschreiben dem Herrn Vogler zur Uebergabe dargereicht; derselbe begieng nun diese Feierlichkeit mit so linkischen Komplimenten und mit solcher Schüchternheit, daß er als Vertreter von uns Kleinstädtern unsre Charakteristik nicht treffender hätte machen können — und dies geschah dazu noch unten an der Treppe, als der Professor eben ausgehen wollte! Die eigentliche Audienz war dann freilich diesen Umständen und Aeußerungen ganz angemessen. Bremi misbilligte es durchaus, daß wir, so unreife Jünglinge, als Auditoren in die theologische Klasse treten wollten; noch eine Studienzeit von wenigstens vier Jahren sei erforderlich, wenn wir uns seiner Gunst würdig machen wollten u. dgl. — Aehnlich war der Zutritt zu dem Chorherrn Hirzel als Rector Gymnasii; wir standen alle vier

[57]) Er bestand nachmals am 16. April und 24. Juni 1817 sein theologisches Examen vor dem thurg. Kirchenrath, wurde, nachdem er 1818 ordiniert worden, an verschiedenen Orten Vikar und 1823 Pfarrer in Basadingen.

da wie die Ochsen am Berge, und jeder hoffte vom andern, daß er einmal den Mund öffne. Endlich brach der Herr Chorherr selbst das Stillschweigen, indem er sagte: „Ihr seid gewiß die, von denen mir Herr Chorherr Bremi gesprochen hat.“ Mehr als seine gnädige Erlaubnis zu geben, daß wir die theologischen Kollegien besuchten, kam ihm nicht zu; als Taxe dieser Erlaubnis forderte er von einem jeden zwei Gulden und verlangte, daß wir unsre Namen in ein Protokoll schrieben.[58])

Damit wir bei den übrigen Professoren nicht abermals so blöde zum Vorschein kämen, wagte ich der jüngste (ich war 18 Jahre alt) mich als Redner der Gesammtheit aufzuwerfen; ich trat dabei wenigstens ohne Furcht auf. Nur bei Hrn. Prof. Ulrich ereignete sich nochmals jenes dumme Intermezzo, weil ich, zum Theil aus Stolz, um den andern meine Ueberlegenheit zu zeigen, die Unvorsichtigkeit mir zu schulden kommen ließ, daß ich die Repräsentantenstelle einem andern (ich erinnere mich nicht, welchem) übergab; dieser bekleidete sie in ganz kläglicher Weise. Ulrichs Aeußerungen stimmten mit denen Bremis überein. Beim Chorherrn Bremi hatten wir an diesem ersten Maitage (wahrscheinlich habe ich mich vorhin geirrt in der Tagesbestimmung; denn wir hatten die Besuche bei acht Professoren auf den 29. und 30. April und 1. Mai vertheilt) eine Art Examen im Homer und zwar in den zu Frauenfeld ebenfalls aufs Examen gelesenen Stellen. Wie der Examinator uns da beschlagen fand, weiß ich nicht.

Die höhern Schulen[59]) in Zürich, welche auf gelehrte Berufsarten vorbereiten sollten, bestanden von 1802—1833 aus einem Gymnasium mit 3 Klassen, deren dritte einen zweijährigen Kurs hatte; ferner aus

[58]) In der Matrikel der Schola Tigur. studentium steht, wie mir Hr. Staatsarchivar Schweizer in Zürich mittheilt, zum 2. Mai 1815 „Adam Puppikofer von Unter-Duttwyl stud. Theol.“ eigenhändig eingeschrieben. Vgl. Zürch. Taschenbuch 1883, S. 156.

[59]) Hierüber sind nachzulesen: Ger. Meyer v. Knonau (älter), der Canton Zürich. Bd. 2² (1846), S. 10 fgg (immer noch kurz und

dem Collegium humanitatis oder dem Mittelstudium, deren Klasse man seit alter Zeit (1601), obwohl die Zählung längst verändert worden war, die siebente nannte; endlich aus dem Collegium Carolinum mit 3 Klassen, die man auch die erstachte, die zweitachte und die drittachte nannte, und in denen man nach einander vorzugsweise Philologie, Philosophie und Theologie behandelte.

Das Karolinum war eine sonderbare alte Schulburg aus der Vorzeit; viel Licht drang da nicht herein, weil niemand die Fenster erweitern wollte. Die Lehrer waren oft nicht Lehrer von Beruf, sondern lediglich zum Lehren berufene Pfrundherren. Einen großen Theil der Schuld an diesem Zustand trug die eigenthümliche Art des Avancements. Man mußte zuerst Lehrer am Gymnasium, dann am Collegium humanitatis gewesen sein, ehe man zu den mit den Kanonikaten des Chorherrenstifts verbundenen Professuren am Karolinum kam. Wers erlebte, konnte als angehender Greis den akademischen Lehrstuhl betreten. Die Besoldung eines Chorherrn betrug, außer der Wohnung, ungefähr tausend Gulden; dafür war er verpflichtet, wöchentlich vier Stunden zu lesen.

Trotz der Uebelstände fanden sich tüchtige Männer unter den Lehrern der Anstalt[60]), die wohl 1832 nicht aufgehoben worden wäre, wenn die grellsten Misstände in der Einrichtung vorher beseitigt worden wären.

Johann Heinrich Bremi[61]), geb. in Zürich den 4. Dez. 1772, gestorben auf einem Ausfluge von Baden nach Windisch am 10. Mai 1837. Zum geistlichen Beruf bestimmt, widmete er sich, namentlich während seiner Studien an der Universität zu Halle, wo Fr. A. Wolf lehrte, doch bald auch der Philologie, in der er nicht nur als Lehrer,

gut). — (Salomon Vögelin älter) Geschichte des ehemal. Chorherrengebäudes beim Großmünster, Th. II, S. . . . = Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich 1854. — Georg v. Wyß, Geschichte der Zürcher Hochschule 1883. — Ulr. Ernst, Gesch. des Zürcher Schulwesens. Winterth. 1879. Einzelnes darüber in den Biographien v. Heinr. Escher, G. v. Wyß, H. Grob, Alex. Schweizer, Ludw. Meyer v. Knonau u. a.

[60]) Meistens wird das Karolinum von seinen Beurtheilern heruntergemacht; hingegen sind die Biographen voll Lobes über die an denselben wirkenden Professoren. Dies scheint mir ein Widerspruch zu sein. Es fehlt überhaupt an einer objektiven Geschichte des Karolinums im 19. Jahrh.

[61]) Ueber ihn das Neujahrsblatt des zürch. Waisenhauses 1838 von L. W. Fäsi und daraus Halm in der Allg. deutsch. Biographie. Bd. 3, 305.

sondern auch als Herausgeber durch seine lehrreichen und gefälligen Kommentare Aufsehen erregte. Nachdem er vier Jahre lang das Fach der Kirchengeschichte am Karolinum vorgetragen hatte, ward er 1800 Professor der Apologetik am obern und der Katechetik am untern Kollegium. Er verstand es, den jungen Leuten die Ueberzeugung beizubringen von der Wichtigkeit, welche eine gründliche Kenntnis der alten Sprachen für die Schrifterklärung hat, und gerade deshalb war er ein Feind der Willkür, die sich die Rationalisten bei der Exegese erlaubten. Unvergeßlich waren P. die Stunden, in denen er ihm privatim Räthe und Aufschlüsse gab; er verstand es, den schüchternen Jüngling aufzumuntern und ihm Muth einzuflößen.

Heinrich Hirzel[62]) (1766—1833) war vermöge seiner Erziehung und seiner Studien ein sehr vielseitig gebildeter Mann, der schon früh zum Lehrfache beigezogen wurde. 1809 ward er Professor der Philosophie am Karolinum und zugleich Chorherr am Großmünsterstifte, außerdem Mitglied des Kirchen- und Schulraths, in welchen Stellungen er bis zur Aufhebung der Anstalt (1832) verblieb. Er ist bekannt durch die Briefe Eugenias an ihre Mutter; einer seiner Söhne war der Buchhändler Salomon Hirzel in Leipzig († 1877).

Johann Jakob Horner[63]) (1772—1831), ein durch vielseitige Kenntnisse, besonders in der Philosophie und im Fache der Kunst, verbunden mit reinem Geschmack und seltener Gründlichkeit ausgezeichneter Gelehrter, älterer Bruder des Weltumseglers und Astronoms Joh. Kasp. H. Ein richtiges Gefühl leitete ihn zu der Ueberzeugung, daß der Parteimann nicht der nützliche Bildner der Studierenden sei, die nur zu leicht bloße Anhänger und Nachbeter solcher Lehrer werden, statt zu wahrer Selbständigkeit im Denken und Wissen zu gelangen. Um seine Vaterstadt Zürich machte er sich verdient als Professor der Ethik (seit 1803) und Aesthetik (seit 1806), welche Lehrstellen er bis zu seinem Tode bekleidete; ferner als Inspektor des Alumnates, eines seit der Reformation bestehenden Konviktes für Studenten (seit 1809), und als Bibliothekar der Stadtbibliothek (seit 1817). Als Lehrer und Schriftsteller blieb Horner gegen alles, was sich als Mode in Kunst und Litterater erhob, sehr mistrauisch, bewahrte sich aber gleichwohl Empfänglichkeit für das bessere Neue. Da er auch in seinen philosophischen Studien eine Richtung auf das Historische hatte, fand er

[62]) Meyer v. Knonau in der Allg. deutschen Biogr. 12, 493.

[63]) Escher in Ersch u. Grubers Encyklop. Sekt. II. Bd. 11, 32. G. v. Wyß in der Allg. deutsch. Biogr. 13, 155.

darin die sicherste Schutzwehr gegen Einseitigkeit und Parteigeist. Sein Verkehr mit den bedeutendsten Männer seiner Zeit (mit Hofrath Meyer und Göthe in Weimar, mit Tieck, A. W. Schlegel und Baron Laßberg) liefert den Beweis, daß er verdiente Achtung genoß.

Johannes Schultheß[64]) (1763—1836), der hitzigste aller schweizerischen Rationalisten, war der Sohn des Pfarrers von Stettfurt, welcher sich durch Uebersetzung platonischer Schriften und andre philologische Arbeiten bemerklich gemacht hatte. Seine Ausbildung erhielt J. Sch. an den Lehranstalten seiner Vaterstadt; nach Vollendung seiner Studienzeit wurde er 1787 Professor des Hebräischen am Collegium humanitatis, später seit 1816 Professor der Exegese am Karolinum. Gerade besonders methodisch sollen seine Kollegien nicht gewesen sein, wie er auch den Stoff seiner Vorträge nicht recht zu bemeistern wußte. Nach der Aussage seines Sohnes gieng Sch. von der Ueberzeugung aus, Gott habe sich wie in der h. Schrift durch sein Wort, so im Menschen durch die Vernunft geoffenbart. Diese beiden Stimmen könnten einander nicht widersprechen, und in ihrer Harmonie liege das Kriterium der Wahrheit. Wo aber dieselben sich zu widersprechen schienen, liege die Ursache entweder in unrichtiger Auslegung der Bibel oder in der Unechtheit einzelner Stellen. Es sei also Sache der vernünftigen Theologie, diese Hemmnisse der Uebereinstimmung entweder durch gründliche Exegese oder durch Texteskritik zu beseitigen, und mithin liege der Mangel an Uebereinstimmung nicht auf Seite der menschlichen Vernunft, sondern auf Seite der Bibel. Daß es bei dieser Anschauung der Sache nicht ohne exegetische Gewaltthätigkeiten ablaufen konnte, liegt auf der Hand. Bekannt ist die Auslegung des Wunders der Speisung (Matth. 14), wornach jeder der 5000 Anwesenden eben einen „Wecken", den er als Proviant mit sich geführt, hervorgezogen und gegessen habe. Er war ein grimmiger Feind jeder positiven Richtung des Christenthums; sein Widerspruchsgeist richtete sich aber nicht bloß gegen die Positiven, sondern auch gegen die Rationalisten, sobald dieselben seinen gewagten Hypothesen nicht beitreten wollten. Doch wird man ihm nach Hagenbach die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er aufrichtig meinte, der Wahrheit einen Dienst zu thun, wenn er Richtungen glaubte bekämpfen zu müssen, von denen

[64]) Denkschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Stiftung des Schultheßischen Familienfonds. Zür. 1859, S. 42—47. Hagenbach in Herzogs Real-Encyklopädie Bd. 14[1], S. 35 fgg. O. Hunziker in der Allg. deutsch. Biogr. Bd. 32, 697 fgg.

er eine Verdunkelung des durch die Reformation angestrebten Lichtes befürchtete. Nach Aufhebung des Karolinums ward er Professor der Theologie an der neuen Universität; ein bleibendes Verdienst hat er sich erworben durch die mit Schuler besorgte Ausgabe der Werke Zwinglis.

Leonhard Usteri der mittlere[65]) (1769—1853) war der Sohn des ältern Leonhard Usteri, jüngerer Bruder des Bürgermeisters Paul Usteri; er war Professor des Hebräischen und der alttestamentlichen Exegese am Karolinum und seit 1824 Chorherr, ein gründlicher Kenner der Schriften Zwinglis, von denen er mit Sal. Vögelin einen immer noch brauchbaren, systematisch geordneten Auszug in 2 Bänden herausgegeben hat (Zür. 1819 und 1820). Bis ins hohe Alter von unablässigem Wissensdrange beseelt, starb er 84 Jahre alt den 6. Juni 1853.

Der Antistes Sulzberger hatte persönlich den Wunsch geäußert, wir möchten uns förmlich, wenns angienge, ins Collegium Carolinum aufnehmen lassen, weil wir dabei unserm Studium mehr äußere Beschäftigung und uns selbst die Aussicht verschaffen würden, daß wir, auf diese Art Angehörige der Zürcher Geistlichkeit geworden, einst die von dieser im Thurgau noch zu vergebenden Pfarrstellen erwarten könnten. Allein wir hätten uns nie getraut, dies Ansuchen an die Schulobern zu stellen, wenn nicht Hr. Dr. Pestalutz, als Vikar am ersten Professorat der theologischen Klasse uns dazu aufgemuntert hätte. Ich nahm es deswegen auf mich, bei Hrn. Chorherrn Bremi diese Sache in Anregung zu bringen. Allein er rieth uns dies durchaus ab, indem er behauptete, daß, wenn wir das vorgeschriebene Aufnahmsexamen bestehen müßten, wir alle für die theologische (dritte) Klasse nie als der Aufnahme würdig, vielleicht kaum einer von uns für die philologische (erste) Klasse des Kollegiums als tüchtig erscheinen würden. Welchen von uns aber auch das Unglück träfe, dem wäre es ein Schimpf,

---

[65]) Leonhard Usteri der ältere (1741—1789) Stifter der Mädchenschule, Leonhard Usteri der mittlere (1769—1853) und Leonhard Usteri der jüngere (1799—1833): alle drei Theologen, die erstern zwei Professoren des Hebräischen am Karolinum. Eine Biographie des mittlern fehlt.

und wir alle könnten uns doch nicht einer so offenbaren Gefahr aussetzen, bei der wir überdies leicht von einander getrennt werden könnten, was die Herren des thurgauischen Kirchenrathes gewiß ungerne sehen würden. Diese hätten es auch vorher gewußt, daß wir nicht vorbereitet genug für das Kollegium wären, und hätten uns deswegen beim Rektorat als Auditoren angemeldet und empfohlen.

Hienach konnten wir nicht als vollberechtigte Studiosi, sondern nur als Auditores honorarii (Hospitanten) in das Zürcher Karolinum eintreten, wie es offiziell unser thurg. Kirchenrath billigerweise nicht anders hatte verlangen können. Es wäre auch den vollberechtigten Studiengenossen in der Klasse, die schon viele Semester hinter sich hatten, anstößig, ja widerwärtig gewesen, uns neben sich sitzen zu sehen. Als Auditoren hatten wir überdies die Vergünstigung, eine gewisse Auswahl in den anzuhörenden Kollegien treffen zu dürfen, was den Klassengenossen nicht gestattet war. Unsre Furcht vor dem Stolze der Studenten, die hoch auf uns herabsehen würden, stellte sich als grundlos heraus; sie waren im Gegentheil sehr zuvorkommend und verschafften uns im Auditorium Plätze, die sich gerade an die theologische Klasse anschlossen. Ohne diese ihre Dienstfertigkeit wären wir im großen Hörsaale, wo alle drei Klassen ihre gemeinschaftlichen Kollegien hörten, sehr in Verlegenheit gewesen.

In Frauenfeld hatten wir in der letzten Zeit unseres Aufenthaltes daselbst einen solchen Ekel vor unserm täglichen Beisammensein gefaßt, daß wir unter einander selbst aufrichtig genug waren, uns gegenseitig unsere Unzufriedenheit mitzutheilen und uns die Nothwendigkeit zuzugestehen, wir wollten uns in Zukunft so viel als möglich von einander entfernt halten; deswegen hätten wir damals sogar gewünscht, daß jeder einzelne von uns eine besondere Anstalt zur Vollendung seiner Studien hätte besuchen können. Ich selbst glaubte vorzüglich zu diesem Wunsche berechtigt zu sein, da unter den andern dreien keiner

mir für die vertraute Mittheilung meiner Empfindungen und Gefühle geeignet schien, Hanhart nicht wegen seiner Falschheit und wegen seines sinnlichen und geistigen Egoismus, Vogler nicht wegen seiner Oberflächlichkeit und vorurtheilenden Uebereilung und Schwachheit, Scher nicht wegen seines von Realität leeren, von Eigendünkel vollen Kopfes; da ich ferner nur zu gut einsah, wie mich Hanhart und Scher in meinen Bestrebungen nach Promotion immer zurückziehen wollten, und wie in der Anerkennung meiner Vorzüge durch die Verbindung mit ihnen Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Allein jener Wunsch konnte nun einmal nicht erfüllt werden, und, was ich gefürchtet hatte, ward nur zu wahr; denn ich bin fest überzeugt und ersah es aus den Reden der Professoren, mich allein aufzunehmen, hätte sich das zürcherische Kollegium nicht geweigert.

Nun freute ich mich besonders auf die Gelegenheit, mir in Zürich einen rechten Freund ausforschen zu können; denn das Bedürfnis nach wahrer Freundschaft war immer stärker in mir geworden. Die neuen Bekanntschaften, die ich hier machte, waren nicht gerade ausgedehnt, sondern erstreckten sich zuerst auf jene Klasse von Leuten, die jedem Fremdlinge gut ist und ihn mit Zuvorkommenheit behandelt, dann aber, sowie man sich gegenseitig genauer kennen lernt, wieder erkaltet. Solche Leute sind immer schwache Köpfe, die für nichts Inneres Sinn haben.

Bald trat ich in nähere Beziehungen zu einigen Studenten, welche eine Privatgesellschaft errichten wollten, und welche auch uns zur Theilnahme einluden; sie hießen: Bertschinger, Angst, Häusler, Denzler, Maron, meine drei Commilitonen und Brunner. Herr Bertschinger war ein ziemlich langsamer, schwacher Kopf, der seine vielleicht guten natürlichen Anlagen durch zu starke Romanlektüre mag verderbt haben. Ich würde es nicht wagen, so über ihn zu urtheilen, wenn ich mich nur auf unmittelbare Beobachtung stützen könnte; aber die Regel ex socio noscitur

qui non ex se ließ sich bei seiner schnellen Freundschaft mit Scher sehr gut anwenden. — Herr Angst schien, weil er jedermanns Freund sein wollte, gar keinen Freund zu haben; sein Charakter hatte Aehnlichkeit mit dem Hanharts, nur daß er weniger bösartig war. — Herr Häusler hatte sehr viel mit Voglern gemein und war ebenso ängstlich; ob eine ähnliche wie Voglers Erziehung davon Ursache war, weiß ich noch nicht. — Herr Maron[66]), ebenfalls ein Thurgauer, hatte seinen Vorunterricht bei Pfarrer Pestalutz in Hüttlingen genossen und besuchte das Zürcher Kollegium nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus freiem Antrieb; denn er wünschte sich mehr auszubilden, als es ihm bei dem Unterricht eines einzelnen möglich gewesen war. Er hob sich ziemlich leicht über alles hinweg und wird zufrieden sein, wenn er nur einmal von den Herren unseres Kantons, deren Gunst ihm sicher steht, eine feste Pfarrei erhalten wird; dabe besaß er jene joviale Gemüthsneigung, die solchen gemächlichen Leuten eigen ist. — Herr Brunner trat erst später (mit Scher) in unsere Gesellschaft und war wegen der Ungeniertheit seines Betragens und Redens in rebus venereis bei den wenigsten willkommen; er besaß aber unstreitig sonst ungemeine Talente. — Endlich Hr. Denzler; dieser, ein älterer Student, war von Geburt ein Zürcher, war aber in Dießenhofen durch den bekannten Pädagogen Rudolf Hanhart, der 1803—1817 als Helfer daselbst im Dienste stand, erzogen worden. Dieser Denzler wurde mein eigentlicher Rathgeber; er gab mir alle Kollegienhefte, die ich mit dem Fleiße eines wißbegierigen „Fuchses" kopierte oder excerpierte. Am Karolinum herrschte nämlich das Diktieren, und wer die Diktate ordentlich nachschrieb und studierte, der kannte

---

[66]) Siehe Note 19 (Heft 35, S. 90) und Note 57 (oben Seite 53) Er war 5 Jahre bei Pfr. Pestalutz in der Lehre gewesen und hatte im Oktober 1814 vor dem thurg. Kirchenrath das philologische Examen mit Erfolg bestanden, so daß ihm ein Stipendium gewährt wurde. Protokoll des ev. K. Rathes vom 12. Okt. 1814, littera G (S. 134).

so ziemlich allen Stoff, der im Kollegium vorgekommen war; auch galt die dicke Zürcher Mundart als Sprache des Unterrichts. Während die Gymnasiasten mit Du angeredet wurden, ihrzte man uns, und erst nach der Ordination als Prediger des Evangeliums gab man uns das Sie, das doch schon geraume Zeit in der bessern Gesellschaft der Schweizerstädte üblich war.

Natürlich wurde nun auch den auswärtigen Freunden bald Nachricht von diesem Studienleben in Zürich gegeben, vor allen dem ehemaligen Lehrer, dem Provisor Gutmann, der noch bis zu Ende Julis die Lateinschule in Frauenfeld leitete. Dieser schrieb ihm u. a., indem er ihn der herzlichsten Freundschaft versicherte:

„Ich war die Ursache Ihres unerhört kurzen Cursus, in dem Sie nicht alle Bildungsmittel benutzen, ja selbst kennen lernen konnten, die unser einem, der von der Wiege an las und als Knabe schon an 4/5 der Artikel der Litteratur-Zeitungen das höchste Interesse fand und tagtäglich Bände und Werke über Tisch (?) komponierte, beinahe im Schlafe bekannt werden mußten, schon ehe er fünftehalb Jahre in Zürich unausgesetzt studierte, eine Bibliothek sammelte und in einen dicken Band auszog. Gleichwohl schmeichle ich mir nicht, vorurtheilsfrei zu sein, geschweige alles aufs deutlichste beleuchten zu können. Wer das kann, hat das Ziel des Studierens erreicht und ist verpflichtet, sein Licht der Welt leuchten zu lassen. Was Sie geworden sind, freut mich, und ich glaube überhaupt zu wissen, daß Sie auf dem rechten Wege stehen, nicht nur von der Gelehrsamkeit, sondern auch von den Weisheitzielen eines zu erreichen, denke aber beileibe nicht, daß dem, was ich vier Jahre lang in Ihrer Gegenwart dachte, urtheilte und in Worte brachte, größerer Antheil daran gebühre als Ihrer allerdings auch originellen Erziehung, Ihrem Lehrorte und vor allem Ihrem frühen und immer ausdauernden Fleiße. Ich habe seit 1803 schon gar viele Schüler gehabt!"

„Der Hoffnung zum Gymnasium oder überhaupt einer bessern Erziehungsanstalt in Ihrem Geburts-Kanton haben Sie die letzte schwache Stütze beiseits gedrückt, indem sie das allüberwindende Vorurtheil gegen Frauenfeld nach dem lächerlich verzeihlichen Grundsatze in jedermanns Augen bethätigen: Was sein sollte und was ist, ist vorbei; niemand kann aber genöthigt werden, mit Gefahr seines eigenen Schadens dem erstern aufzuhelfen. Doch ich berühre nicht mehr eine Saite, die mein Gemüth immerhin wund macht; es war übertriebenes

Selbstvertrauen, daß ich wähnte, lauter Egoisten[67]) zu einer gemeinnützigen Anstalt kräftig genug aufmuntern zu können. Ihnen sage ichs und zwar ganz aus dem Herzen: Sie riskierten unter allen dabei interessierten Thurgauern am wenigsten etwas bei dem Problem, ob mein Einfluß und Kredit auswärts (den ich eben unter den Arbeiten an Ihnen nicht kultivieren konnte) einst hinreichen werde, Ihnen die Gelegenheit zur sichersten äußern Bildung (die auch die innere und die dereinstige Wirksamkeit vervollkommnet) auf die eine oder andere Weise auszuwirken, damit Sie dann das elende Vorurteil selbst beschämen könnten."

„Mögen Sie aber in dem zürcherschen, für Sie probabel bessern Lokale und in den dortigen personellen und litterarischen Bildungsmitteln reichlichen Ersatz und jeden möglichen Gewinn finden! Nehmen Sie denn noch einige Ratschläge, die unbefangene Resultate meiner Erfahrungen sind, mit so gutem Sinn hin, als sie gegeben werden! Daß Sie als Auditoren in die theol. Klasse aufgenommen wurden, dürfen Sie ja als keine Ehre, sondern als etwas, das Sie der nähern Theilnahme der Lehrer entbindet, betrachten. Sie müssen dem Vorurtheil, daß Sie dem Receptions-Examen sich nicht gewachsen gefühlt haben und nur bald Ihren Kurs vollenden möchten — kurz, daß das Brotstudium bei Ihnen Hauptsache sei — auf jede Weise zu begegnen suchen, vorzüglich durch viele Proben Ihres Privatfleißes, die Sie den Herrn Philologen überbringen. Von den Herrn Philosophen erbitten Sie sich Bücher, schreiben verständige, wenn auch noch so wenige Bemerkungen darüber und bitten bescheiden um Beurtheilung! Auszüge nimmt man unter eine viel zu strenge Norm, wenn sie anders selbst Proben sein sollen."

„Die Kollegien der Herren Inspektor Horner, Ulrich und Escher sind höchst schätzbar: suchen Sie jedes wenigstens nachzulesen! Die Bremischen Arbeiten sind so vortrefflich, daß Sie z. B. das Leben Jesu, die Apologetik allmählig von ältern Studenten müssen zu bekommen und abzuschreiben suchen. Die Hirzelschen und Ochsnerschen Hefte sind brauchbar, aber bei weitem nicht so hinreichend. Doch empfehlen Sie sich durch einen Auszug von jenen an seine Bibliothek,

---

[67]) Dies ist nach den uns erhaltenen Protokollen und Akten, wie sie im vorigen Hefte ausgezogen sind, geradezu unwahr; der Kanton Thurgau besaß im Jahre 1815 durchaus nicht die Mittel, um ein Gymnasium einzurichten; mit dem Provisor Gutmann allein konnte man doch eine solche Anstalt nicht ins Werk setzen.

woraus sie gezogen sind, und können daraus viele Bücher haben, welche Sie in meiner nicht fanden.

„Die Hebräischen aber sind diesem Studium ganz zweckwidrig. Besuchen Sie wöchentlich nur 2—3 dergleichen Stunden, z. B. die am alterierenden Freitag Nachmittag, und gehen Sie dafür in die Bremischen Morgenstunden! Im Hebräischen studieren Sie für sich und bringen einmal ½ Buch Privata; das nutzt Ihnen in allen Absichten besser und gewinnt Ihnen obendrein Herrn Usteris unbedeutende Gunst."

„An den Excessen der ungebetenen Studenten-Kritik nehmen Sie doch ja keinen Antheil; wenn dergleichen auch dem ganzen Lehrer-Convent verborgen bliebe, so wissen es doch Ihre Altersgenossen lebenslang und schätzen Sie darnach! Doch ich hoffe, Sie werden die liebenswürdige aidôs, die Sie auch mir so sehr empfahl, nie verlieren und Ihre Mitauditoren ebenso wenig. Lassen Sie sich aber ja nie darüber gegen die Zürcher Cavaliers heraus, sonst setzt es nur Spöttereien über die „Fuchs-Ideen." Besuchen Sie bisweilen ältere wackere Studiosen und Exspektanten und besprechen Sie mit Ihnen litterarische Gegenstände! Dieser Ideentausch nützt auf Akademien gerade das allermeiste. Von Hrn. Fäsi, Hrn. Wegmann und vielleicht noch manchem, der mir jetzt nicht beifällt, können Sie viel Weckendes hören; dem erstern werde ich Sie empfehlen. Ob die Abend-Societas die Zeit und Kosten lohne, weiß ich nicht; Sie können sich allmählig erkundigen. An den Juxen und am Commercieren nahm ich nie Antheil als an einem Censur- oder Examen-Abend; ich wandte mein Geld lieber auf Bücher."

„Und nun von allem dem vielen — wie Sie wohl sehen unstudierten — nichts für ungut! Sehen Sie vielmehr dieses für eine Fortsetzung der brüderlichen Vertraulichkeit an, in der Sie mir jederzeit werth sein werden, und rechnen Sie auf jeden wünschbaren Dienst dessen, der überhaupt gerne nützte, in Ihnen aber, carissime discipule, am allerliebsten die ehren- und hoffnungsvollsten Resultate seines Trachtens und Arbeitens sieht

Ihres Sie herzlich schätzenden S. Gutmann, Prov."

Frauenfeld, 4. Mai 1815.

An Gabriel Rüsch, stud. med., der diesen Frühling einige Monate zu Hause (in Speicher) Ferien machte, bevor er nach Deutschland auf die Universität verreiste, schrieb P. die Kunde von seiner Uebersiedelung nach Zürich, seiner Aufnahme im Karolinum und knüpfte daran einige religionsphilosophische Erörterungen.

„Zürich, 9. Mai 1815. Wie Du schon vorläufig wissen wirst, und es aus den Umständen als wirklich erfolgt schließen kannst, so befinde ich mich und meine andern drei Studenten im hochberühmten Zürich, um, der Empfehlung des thurgauischen Kirchenraths gemäß, in diesem schweizerischen Athen[68]) unsre Studien zu vollenden. Der Einfluß unseres hochwürdigen Antistes zu Frauenfeld hat so viel vermocht, daß wir in die theologische Klasse als einstweilige Auditores zugelassen wurden. Jetzt gibt es freilich viel zu thun und nachzuschreiben."

„Deine Zuschrift vom 15. April hat mich sehr erfreut, ebenso wohl weil sie von Deiner Hand kam, als auch weil ich sah, daß gewisse Gegenstände für Dich als Arzt ein Interesse haben, wie man es bei gewöhlichen Menschen Deiner Klasse nicht leicht beobachtet. Meiner Autorität willst Du glauben, daß Philosophie, insofern sie vernünftig ist, auch eine gute Stütze zu einem gehörigen Lebenswandel sei; allein siehe, da hast du nicht mich zur Autorität, sondern die Sache, die Philosophie und die Erfahrung selbst! Denk nur einmal etwas nach! Was ist Philosophie? Die Wissenschaft von dem Geistigen und seinen wichtigsten Beziehungen, also von dem Verhältnis des menschlichen Geistes zum göttlichen, oder des Menschen zu Gott und Gottes zum Menschen, und der Welt zu beiden. So legt also die Philosophie — und das ist ihr einziges Geschäft — in denjenigen Menschen, der sich nicht durch bloße Autorität und leere Worte abspeisen läßt, sondern wirklich belehrt und überzeugt sein, die Gründe einsehen will, den Grund des Glaubens an Gott und die Pflichten gegen ihn. Ist ein Mensch die Gründe in allem zu sehen gewohnt, also wissenschaftlich gebildet, so wird er sie auch in der Religion verlangen. Und wenn er dies Verlangen auch nicht äußert, wenn er Glauben ans Wort affektiert, so ist entweder seine wissenschaftliche Bildung oder seine Religion Schein. Soll man nur glauben und die Vernunft gefangen nehmen? Wie widersinnig! Kommt nicht von Gott die Offenbarung? Und ist nicht der eine und der andere der nämliche Gott? Sollte er uns nun zwei so widersprechende Geschenke gegeben haben, wie Vernunft und Offenbarung sind? Gewiß, Gott hat kein Misfallen am Gebrauche der Vernunft! Du fürchtest indessen verdammt zu werden, wenn du nicht an Jesum Christum glaubst? Aber worin besteht denn dieser Glaube an Jesum Christum? Es ist nichts anderes damit gemeint als der Glaube, daß J. Ch. der Messias, d. i. daß seine Lehre die heilbringende, wahre sei. Wer diese nicht glaubt, das Gebot der

[68]) Diese Bezeichnung scheint also ziemlich alt zu sein.

Liebe u. a. hintansetzt und verachtet, der ist ein schlechter Mensch; aber nicht der, dessen Vernunft zu der Stufe gelangt ist, die eben Gott ihr bestimmt hat, nämlich selbst zu denken und die Gründe zu erforschen (denn das heißt denken). Ist es wohl besser, wenn die Vernunft ganz schweigt, dies Talent müßig vergraben liegt, als wenn sie selbstthätig nur von dem sich überzeugt, was sich selbst nicht widerspricht? Nicht aber, daß sich der Glaube an die Gottheit Christi selbst widerspreche. Gott ist ein Geist. Was ein Geist sei, können wir nicht begreifen, so wenig als wir begreifen, wie es zugehen kann, daß dies oder jenes in der Natur geschieht, z. B. das Feuer sich von Holz nährt u. s. w. Nichtsdestoweniger bleibt und ist das eine wie das andere wahr und durch Erfahrung bewährt. Und eben weil wir nicht begreifen, wie etwas in der Natur zugeht, geschweige wie eine Welt entstehen kann, sind die Hirngespinnste von Systemen entstanden, die so gerne den Kopf verwirren. Aber man muß sie kennen; denn die menschliche Vernunft zeigt auch in ihren Verirrungen ihre göttliche Abkunft. Certissimum est atque experientia comprobatum, sagt schon ein Philosoph des 12. Jahrh., leves gustus in philosophia movere fortasse ad atheismum, sed pleniores haustus ad religiones reducere."[69])

Den 12. Juni 1815. „Du hast also meine Gründe zugegeben, warum zu echter Religion auch Vernunftphilosophie gehöre, und möchtest wissen, was ich Offenbarung nenne, und wie sie unsrer Vernunft widerspreche? Wer hat denn je behauptet, daß sie der Vernunft widerspreche? Ihre Möglichkeit ist ja längst von Deisten und Atheisten anerkannt. Nur ihre Wirklichkeit liegt im Streit. Wie groß ist aber der Schritt von Möglichkeit zu Wirklichkeit? Dies ist eben der Sprung von der Philosophie zur Theologie, und es dünkt mir, dies sei ein Sprung, dessen Vereinigung (so!) mit dem größten Rechte der Stein der Weisen genannt werden könnte, den noch keiner gefunden hat. Diese Lücke im System theilt meine ganze Erkenntnis in zwei Theile; von dem Gesichtspunkt der Wirklichkeit aus geht der Religionslehrer, von dem der Möglichkeit aus der Philosoph. Jener glaubt, ist überzeugt; dieser zweifelt und muß, weil da seine Vernunft stillsteht, annehmen, und beides findet sich in Einer Seele, o Widerspruch!"

[69]) Diesen Gedanken hat auch der Dichter Fr. Weber in den Versen (Gedichte 1888, S. 137) vorgebracht:

Erst kommt die Lauheit, dann der Zweifel,
Dann Widerspruch, dann Haß und Spott:
Das halbe Denken führt zum Teufel;
Das ganze Denken führt zu Gott.

„Mit Logis und dgl. bin ich wohl zufrieden. Freunde habe ich noch nicht, d. h. vertraute; indessen richte ich persönlich auf einige mein Augenmerk. Lustbarkeiten fallen nicht vor, außer Trinkgesellschaften. Eine litterarische Gesellschaft haben wir Thurgauer (sammt Hrn. Maron, aber mit Ausnahme Schers) mit vier der geschicktesten Theologen unsrer Klasse: Angst, Denzler, Häusler und Bertschinger (der nach den Ferien eintreten wird) geschlossen; der Versammlungsort ist zum steinernen Tisch. Wahrscheinlich werde ich Deine Einladung annehmen und in den Sommerferien Dich besuchen."

„Was gehen mich die Frauenfelder Frauenzimmer an, mit denen ich immer so wenig als möglich zu thun hatte? Wenn ich mich bilden will, so setze ich andre Frauenzimmer zu meinen Bildungsmitteln meinen Zwecken vor, nicht die von Frauenfeld, besonders nicht die jüngern, die unerfahren, oft läppisch, ohne tiefe und schöne Kenntnisse sind. Es kann zwar noch etwas aus ihnen werden; aber zu jener Zeit waren sie mir nicht, wie ich sie wünschen konnte."

In den Sommerferien machte ich eine Reise nach Speicher zu meinem Freunde Gabriel Rüsch, wobei mich Hanhart begleitete. Die Einladung, einmal nach Speicher zu kommen, war schon lange an mich ergangen; aber ich hatte sie bisher nicht angenommen, weil mir gewöhnlich die Begleitung, die mit Rüsch dahin gieng, zu zahlreich war und ich deswegen weniger gute Aufnahme hätte hoffen dürfen, andere, ökonomische Gründe nicht geachtet. Aber da ich ihm doch einmal auf gelegenere Zeit einen Besuch versprochen hatte, und er diesen Sommer in seinen Vorbereitungsstudien nach Tübingen bei Hause zubrachte, ersahen er und ich dies für die gelegenste Zeit, und auf seine dringende Mahnung entschloß ich mich wirklich, in den Sommerferien die Reise anzutreten, und nachdem ich am Sonntag den 16. Juli seine erste Kinderlehre gehalten hatte, erwartete ich nur günstige Witterung, um mich auf den Weg zu begeben. Hanhart hatte mir schon lange gesagt, er wolle mit mir nach Speicher reisen, und so war ich genöthigt, den zum Gesellschafter anzunehmen, der für mich nichts weniger als zum vergnügenden Begleiter geeignet war.

Da sich auf den 18. Juli gute Witterung einzustellen schien, entschlossen wir uns zur Abreise. Noch am 17. abends nahm

ich Abschied von meinen Hausleuten (Frau Pfr. Wiederkehr) in Zürich und erhielt dann am Morgen der Abreise Nußwasser zum Frühstück. Um 5 Uhr suchte ich Hanhart auf, bei heiterstem Himmel; bei ihm versäumten wir uns durch den Kaffee, den uns seine Hauswirthin aufdrang, bis um 6 Uhr. Wir nahmen unsern Weg längs dem linken Ufer des Zürchersees über Küßnacht (wo Hanhart seinem Vetter, einem Hutmacher, noch einen Besuch abstattete) und Meilen. Hier im Wirthshause zur Sonne, das sehr schön gebaut ist, machten wir Einkehr und belustigten uns über die artigen Venusgestalten, die zur Bedienung immer herumflogen oder sich sonst Geschäfte machten. Mit mehr ästhetischer Lust kann man kaum reisen, als wir an jenem gewiß schönsten Morgen des Jahres reisten. Aussicht auf das so manigfaltige diesseitige Ufer mit seinen abwechselnden bepflanzten Hügeln und Felsenruinen; auf den spiegelglatten See und auf das jenseitige Ufer, dessen Landhäuser durch den Sonnenglanz besonders ausgehoben wurden, und auf die Alpenkette mit ihren schimmernden Schneemassen. Das Schönheitsgefühl wird nur durch Anschauung, nicht durch Belehrung geweckt, und je kälter die Vernunft untersucht und auseinandersetzt, desto mehr verliert sich der Zauber. In Rapperswyl fanden wir nicht die Reinlichkeit und den Wohlstand, der den Fremden in jenen schönen Dörfern des Sees oft zum Vergnügen und zur Ruhe verleitet; das Aeußere der Stadt sah mehr einer Einöde oder einem Raubschlosse ähnlich als einem Landstädtchen. Rapperswyl, das keine bessere Lage haben könnte, ist auf eine lange Erdzunge in den See hinein gebaut. Wir langten um halb 1 Uhr an und aßen im goldenen Pfauen zu Mittag; dabei geberdeten wir uns ziemlich geschwollen; denn Hanhart hatte unterwegs schon lange mit mir gezankt, was wir uns wollten zum Mittag auftragen lassen, und hatte meiner Genügsamkeit immer entgegen gestritten. Zum Trotz wollte ich deswegen einmal recht wie ein Herr leben, damit er sich nicht immer über den knauserigen Reisegefährten zu

beklagen habe. Nach Tisch begaben wir uns, jeder von einer andern Seite, auf den Lindenhof hinter der Burg, wo man eine der schönsten Aussichten genießt. Es befanden sich daselbst gerade einige junge Frauenzimmer, mit denen wir uns bis gegen 4 Uhr unterhielten. Von Rapperswyl schlugen wir den Weg nach Schmärikon ein; dort fanden wir in dem Wirthe zum Adler einen sehr artigen, gebildeten Mann, welcher vorher Lehrer in Wattwyl gewesen und auch jetzt noch mehrere Zöglinge in Pension hatte. Auch der Vetter unsers Gabriel Rüsch, Johannes Rüsch, hatte seinen Unterricht genossen. Trotz des schönen Abends regnete es am folgenden Morgen; dessenungeachtet traten wir unsre Reise wieder früh um 5 Uhr an, giengen auf einem Fußweg an Utznach vorbei, um nach Bildhaus zu gelangen. Das gestrige Essen und Trinken und der überflüssig genossene Wein der vergangenen Nacht setzten Hanhart stark zu, so daß er es sich wie unpäßlich unter einem Baume bequem machte. Ich eilte vorwärts, besann mich aber und kehrte wieder zu ihm zurück. Da zeigte er durch sein Betragen, daß das Meiste bei dieser Handlungsweise nichts als Bosheit war. Wir entflohen jetzt dem herabströmenden Regen in eine Bauernhütte, und hier nahmen wir einen Knaben mit einem Regenschirm bis nach Bildhaus, dem wir für seinen Dienst 12 Kreuzer bezahlten. Von dort bestieg Hanhart einen Käsewagen bis nach Wattwyl und ließ mich schnöde allein weiter gehn. An dem letzten Orte mußte ich aber noch eine halbe Stunde warten, bis der Wagen mit seiner Last ankam. Auch in Lichtensteig machte sichs Hanhart bequem, indem er eine Chaise bestieg, die auf der Rückfahrt nach Herisau begriffen war. Verdrüßlich trennte ich mich nach einem kleinen Mittagessen von ihm und lief immer vor einem Gewitter her, das hinter meinem Rücken schrecklich tobte. Auf der Höhe zwischen Peterszell und Schönengrund traf es mich, und ich rettete mich daselbst in eine Scheune. Ich kleidete mich um und erhielt dann in einem nahe gelegenen Hause eine Flasche des besten Weines

für 14 Kreuzer. Als ich mich wieder auf den Weg begeben hatte, sah ich auf einmal die Chaise, in der Hanhart saß, vorbeifahren; da sah er nun freilich auf mich heraus wie ein gnädiger Junker, und so ärgerlich wie noch nie tappte ich weiter, indem ich schwur, mit einem solchen Begleiter nie mehr zu reisen. Ueber Schwellbrunn langte ich in Herisau an; dort überreichte ich der Mutter unsers Commilitonen Vogler (s. Heft 35, S. 140) den Brief, den er mir mitgegeben hatte, und nahm die Einladung an, in ihrem Hause zu nächtigen.

Bald kam auch Hanhart; er traf mich gerade bei dem Privatlehrer, Herrn Wirth (s. Heft 35, S. 140), der in dem gleichen Hause seine Wohnung hatte. Dieser selbstsüchtige Pestalozzianer und einseitige Philosoph, der da glaubte, alle Weisheit allein verschlungen zu haben, gefiel uns gar nicht in seinem absprechenden Tone, so daß unsere Kaltblütigkeit und mein öfteres Widersprechen ihn den folgenden Morgen, als ich von ihm Abschied nahm, nicht einmal vom Arbeitstische zum Aufstehen zu bringen vermochte. Nicht als ob mich dies verdrossen hätte; ich lachte vielmehr von ganzem Herzen über den so dummen Stolz, der es sich u. a. in den Kopf gesetzt hatte, die römische Geschichte nirgends als in ihren eigenen Quellen zu studieren und deswegen aus sich selbst die lateinische Sprache zu erlernen; er wollte es mir nicht glauben, daß ein solches Studium wegen der Unzulänglichkeit der lateinischen Schriftsteller und der kurzen Zeit eines Menschenlebens unmöglich sei. Der Kaffee, den man uns statt eines Nachtessens bereitet hatte, wurde in elendem grobem Thongeschirr aufgetragen, an dessen Deckeln man noch Schmutz bemerkte. Hanhart genoß vor Ekel wenig von diesem Getränke, aß daher Butter und trank extractum cerasi. Dabei machten die Fabrikarbeiter, die hier zu Tische giengen, einen solchen Gestank durch ihren Tabakrauch — und wer weiß wohl, wodurch noch — daß wir nicht länger bleiben konnten, sondern unsre Betten begehrten. Diese waren nicht einmal mit frischer Wäsche bezogen.

Am andern Morgen eilten wir fort über Bruggen, wo wir die Papiermühle und die neue Brücke besahen, nach St. Gallen und von dort bei neblichtem, unbehaglichem Wetter den Berg hinan nach Speicher. Rüsch und seine Schwester empfiengen uns sehr freundschaftlich, ihre Eltern aber ziemlich gleichgültig und kalt. Der erste Tag war natürlich der Ruhe geweiht, einen Spaziergang auf Vögelinseck ausgenommen, den Rüesch mit mir allein machte; auf den Abend lud uns Rüschens Vetter Rehsteiner ein. In Rüsch glaubte ich überhaupt meinen Mann gefunden zu haben; denn unsre Grundsätze näherten sich sehr und unsre Freundschaft wurde immer inniger und fester. Des folgenden Tages besuchten wir Walser in Teufen und aßen daselbst bei seinem Vater, einem praktizierenden Arzte, zu Mittag. Sonntag morgens (23. Juli) begleitete ich mit Rüesch seinen nach Bayonne reisenden Bruder. Auf den Abend hatte Jungfer Rüsch einige junge Mädchen Speichers zusammen gerufen, damit wir uns gegenseitig vergnügen könnten; allein alles mit einander war nicht viel Rares. Indessen in Ermanglung von etwas Besserem mußten wir uns damit zufrieden geben. Der langen Entbehrung wegen erhielt aus subjektiven Gründen die Gesellschaft noch einigen Reiz. Der folgende Tag wurde ganz müßig zugebracht, außer daß ich mit Rüsch einige Predigten aus den „Stunden der Andacht“ las (Jahrg. 1810: über die Beurtheilung andrer) und einige Male Schach spielte. Auf den Abend kamen Hr. Vikar Zürcher und Walser zu uns; wir genossen noch einmal das Vergnügen, einen Abend mit den vorhin erwähnten Frauenzimmern zuzubringen.

Der Abschied gieng mir, ich muß es gestehen, mehr zu Herzen, und ungeachtet der regnerischen Witterung, die in jenen Tagen herrschte, hatte ich vielleicht mehr wahres Vergnügen genossen, als wenn ich eine Bergtour gemacht hätte; denn die Freundschaft zwischen mir und Rüsch ward immer enger. Ich war auch nicht mehr der Feind des andern Geschlechts, sondern

mit Rüsch in diesem Punkte ebenfalls ziemlich einig. Jungfer Rüsch hatte nicht weniger einen guten Eindruck auf mich gemacht, wenn mir gleich unangenehm in die Augen stach, daß sie die Schmeicheleien so gerne hörte. Doch der Bewerber sind zu viele, und sie ists, die wählen will; sie läßt sich nicht wählen. Indessen flößen männliches Betragen und männlicher Sinn auch beim schönen Geschlechte Hochachtung für den Mann ein; Weibischheit macht ihn verächtlich.

In St. Gallen besahen wir uns den Garten des reichen Schlatters und die zwei Wilden aus Neuholland. Im Ochsen genossen wir Würstchen zum Mittagessen, und Herr Näher, Sohn von Frauenfeld, stud. med., stattete uns daselbst eine Visite ab. Rüsch begleitete uns bis nach Bruggen. Wir hatten von dort kühle Witterung bis nach Beuren. Als wir von Wyl weggiengen, traf uns ein Regen, der uns ganz durchnäßte. Abends um 9 Uhr langten wir in Unter-Tuttwyl an. Hanhart verreiste am folgenden Morgen nach Zürich. Ich hingegen entschloß mich, hier zu bleiben, bis bessere Witterung erfolgte, um dann meinen Rückweg nach Zürich über Frauenfeld, Dießenhofen und Schaffhausen zu nehmen. Ich schrieb einen Brief an Rüsch, voll von Empfindungen der neuen innigen Freundschaft.

Untertuttwyl, den 26. Juli 1815. — Theuerster Freund! Noch nie wurde es mir so süß, Dich Freund zu nennen als jetzt; denn die verflossenen Tage, wo ich fast ausschließend Deiner Freundschaft und Liebe genoß, werden mir im zärtlichsten Andenken bleiben. Noch nie fühlte ich mein Herz so fest an Dich gefesselt als seit der Trennung, welche die Tage unsers so traulichen Umgangs aufs neue in die Zukunft verschob. Hätte nicht das geistige Naß des Bacchus auch meinen Geist über die Gegenwart erhoben und der alle Besorgnisse verscheuchenden Einbildungskraft das weite Feld der Phantasie eröffnet, so wäre mir der Abschied von Dir noch schwerer gefallen ....

Ich finde, daß sich unsre Grundsätze einander immer mehr nähern und also auch bei uns das Sprichwort similis simili gaudet gelte, das so oft bei Guten und Bösen in Anwendung gebracht wird ....

Wenn ich Dir sage, daß die Vergnügungen, die ich bei Dir und

Deiner Familie und Umgebung genoß, sehr groß waren, so schenkst Du mir vielleicht weniger Glauben bei dieser Aeußerung, als meine Aufrichtigkeit es verdient. Um nichts mehr von dem Umgange mit Dir, der daran nicht den wenigsten Antheil hat, zu melden, brauche ich Dir nichts in Erinnerung zu bringen, als daß der Aufenthalt auf dem Lande schon durch die Abwechselung den immer eingeengten Stadtbewohner vergnügt, und daß dieses Vergnügen durch eine artige Gesellschaft erhöht wird, die unsern durch Studium bestimmten Geist wieder löst, unsre gleichsam menschenfeindliche Selbstbeschäftigung wieder mit andern in Berührung bringt und uns erinnert, daß der Mensch nicht nur im Geiste, sondern auch in seiner unverdorbenen Sinnlichkeit für Freuden empfänglich ist. Kurz, wenn schon die Witterung nicht die günstigste war und mir den Besuch der Berge versagte, so verließ ich doch Dein Dorf mit der vollen Zufriedenheit, die in der Ueberzeugung liegt, keine Minute Langeweile gehabt, Freundschaft und Liebe genossen, meine Körper- und Geisteskräfte gestärkt zu haben. Nur der Vorwurf beunruhigte mich, daß ich entweder durch unzeitiges Stillschweigen oder durch voreiliges Abreisen den jungen Mädchen Deines Dorfes eine Freude verdarb oder wenigstens vergebene Hoffnungen auf eine solche machte. Ohne daß ich es wollte, ward ich also Freudenstörer. Ich bitte deswegen diese Mädchen um gütige Nachsicht, und ihnen diese Bitte bekannt zu machen, ersuche ich durch Dich Deine freundschaftliche Schwester, die zu den vielen Bemühungen, die sie um unsertwillen hatte, auch noch diese letzte hinzufügen möge. Dich fordere ich auf, ihr den herzlichsten Dank abzustatten; denn dieses, sonst so angenehme Geschäft bei einem Frauenzimmer, gehörig auszurichten, wurde mir theils durch die Umstände, theils durch jugendlich unschuldige Schüchternheit unmöglich gemacht. Wenn ich durch ein Begleit nach Hause, wie wir im Geiste des Weines davon sprachen, ihr Gegendienste leisten kann, so wird sie mich in freudiger Bereitschaft dazu finden. Auch Deine Eltern bitte ich um Verzeihung für die „Ungelegenheiten", die ich ihnen verursacht haben mag. Dir endlich danke ich für die Aufopferung an Zeit und Arbeit, die Du um unsertwillen machen mußtest; ich möchte nur wünschen, daß diese Verluste Dir von einer andern Seite wären ersetzt worden. Sei Du, Deine Schwester, Deine Eltern, Rechsteiner, die Mädchen im Speicher, die Freunde in Teufen vielmal gegrüßt, mit dem sehnlichen Wunsche, daß der September uns wieder vereine!"

„Unsre Reise hieher war sehr abwechselnd, bald freudig bald

traurig; denn als wir uns von Wyl entfernten, überfiel uns ein unvorhergesehener Regen, der uns beinahe ganz durchnäßte. Als es dann gegen acht Uhr allmählig finster wurde, konnten wir uns gar nicht mehr vor des Himmels Wasserflut schützen, so daß wir um neun Uhr wie die gebadeten Mäuse bei meinen Eltern anlangten. Es war gut, daß es gestern Nacht war und sich Geldmangel eingestellt hatte, sonst wäre mir Hanhart irgendwo dahinten sitzen geblieben; denn ich mußte zu meiner Freude oft den Vorwurf von ihm hören, daß ich Heimweh habe wie ein Kind, sonst würde ich nicht so sehr nach Hause eilen."

Am 17. Juni 1815 hatte Hr. Provisor Gutmann seine Entlassung von der Lehrstelle in Frauenfeld genommen, weil er, wie er sagte, an die Kantonsschule nach Aarau als ordentlicher Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache berufen worden sei. Nachdem Hr. Gutmann auf den 15. Juli seine Entlassung bekommen hatte, versah wiederum Pfarrer Kappeler das Provisorat. Am 24. August ward der Feldprediger Joh. Jak. Fehr von Frauenfeld an Gutmanns Stelle gewählt.

Die Akten in Aarau[70]) lauten freilich nicht so unbedingt auf „Berufung." In der Sitzung, welche die Direktion der Kantonsschule Samstag den 17. Juli hielt, theilte Hr. Vicepräsid. Feer mit, Herr Gutmann, Provisor in Frauenfeld, durch sehr achtungswerthe Männer an die durch den Weggang von Prof. Rukstuhl erledigte Lehrstelle empfohlen, habe sich vor kurzem persönlich gemeldet. Darauf wurde beschlossen: „Da die dermaligen Verhältnisse noch keine unbedingte Anstellung erlauben, auch die Direktion von der Lehrgabe des Hrn. Gutmann noch nicht so befriedigend wie von seinen übrigen Kenntnissen überzeugt ist, so soll derselbe fürs erste nur bis zu Ende des gegenwärtigen Lehrkurses zum Lehrer der lateinischen, griechischen und deutschen Sprache ernannt und zur Privatkorrektur der schriftlichen Schülerarbeiten in diesen Sprachen und zu einer Anzahl von 18 bis 20 wöchentlichen Lehrstunden verpflichtet werden. Ferner soll ihm ein jährliches Gehalt von 1200 Franken (a. W.) nebst 200 Fr. Miethzins zugesichert und ihm dieser Beschluß durch ein Schreiben von seiten der

[70]) Die nachfolgenden Auszüge daraus verdanke ich meinem ehemaligen l. Schüler, Hrn. J. M. Rennhart, Professor an der Kantonsschule in Aarau.

Direktion bekannt gemacht werden." In der Sitzung vom 22. Juli wurde die zusagende Antwort Gutmanns vorgelegt.

Nach dem Protokoll derselben Behörde vom 15. August wurde, da Hr. Gutmann bereits am 1. August angekommen und sein „provisorisches Amt" angetreten, beschlossen, dieses dem Schulrathe durch ein Schreiben zur Kenntnis zu bringen mit dem Beifügen, daß die Direktion diesen Lehrer, sobald sie sich von seiner Tüchtigkeit überzeugt, der hohen Regierung zur Ernennung vorschlagen werde. Unterm 23. Sept. lud die Direktion den Schulrath zu den nächsten öffentlichen Examina ein, namentlich auch deswegen, damit er aus eigener Prüfung desto sicherer entscheiden könne, ob der „einstweilen" angestellte Lehrer, Herr Gutmann, das ihm geschenkte Zutrauen rechtfertige.

In der Sitzung vom 5. April 1816 wurde ein Schreiben des Hrn. Gutmann über die Methode seines Unterrichts zur Notiz genommen, und in der Sitzung vom 2. Aug. 1816 wurde eine Zuschrift, worin Hr. Gutmann einige Ansichten und Vorschläge zur Beförderung des Wohls der aargauischen Kantonsschule entwickelte, in Circulation gesetzt (Arch. der aarg. Erziehungsdirektion Nr. 51).

Der evangelische Kirchenrath, der nach Auflösung der provisorischen Bildungsanstalt in Frauenfeld uns nach Zürich zur Fortsetzung unsrer Studien versetzt hatte, empfand die Pflicht, sich von Zeit zu Zeit nach uns zu erkundigen. Es wurden ihm von Zürich über unsern Fleiß und unsre Fortschritte angenehme Nachrichten gegeben, und ich glaube zu wissen, daß ich bei diesen Erkundigungen nicht schlecht weggekommen bin. Allein meinem Vater, der mit den Seinigen ganz aus dem Ertrage seiner Reben und Obstbäume leben sollte, wurde es auch besonders schwer, die Unkosten für meine Studienzeit, die in Zürich größer als in Frauenfeld waren, zu bestreiten. Als er jedoch in einer Bittschrift, die er am 30. Mai an den evangelischen Kirchenrath stellte, eine Empfehlung an die Regierung wünschte entweder zu einer etwelchen Erhöhung der ihm bisher angewiesenen Unterstützungssumme von 10 Louisd'or oder aber zu einem unverzinslichen Anleihen, fand der Kirchenrath seine Bitte zwar statthaft, verwies ihn aber, bis die Zeitumstände sich besserten, zur Geduld.

Ein halbes Jahr war beinahe um; mein Tischgeld und andre Ausgaben, welche die Ortsveränderung mit sich brachte, sollten bezahlt werden. Mein Vater aber fand sich, da er in diesem Herbste weder Wein noch Obst zu verkaufen hatte, außer standes, meine Bedürfnisse, sie mochten noch so bescheiden sein, zu befriedigen; daher erneuerte er um diese Zeit seine Bitte bei der obersten Kirchenbehörde des Kantons, und diese legte beim evangelischen Theile des Kleinen Rathes ein kräftiges Fürwort ein. Das wirkte; denn am 10. November beschloß der Kleine Rath, daß er mir zu der früher ausgeschiedenen jährlichen Unterstützung von 100 Gulden noch in toto die Summe von 100 Gulden bewilligt habe.[71])

Als meine Verwandten merkten, daß mir mein Vorhaben, Pfarrer zu werden, doch noch gelingen könnte, wollten sie sich meine Zukunft so gut als möglich zu nutze machen. Sie wollten jetzt auch andre, vermeintliche Sorgen meiner Eltern auf sich nehmen und mich im voraus ihnen so verpflichten, daß ich nicht leicht zu Undank gegen sie verführt werden sollte. Deswegen ließen sich einige von ihnen beifallen, mir, dem kaum neunzehnjährigen Pupikofer, dem noch studierenden Jüngling, eine Versprechung anzutragen mit einer ihren Begriffen nach nicht unanständigen Bauerntochter, die sich, ich weiß nicht woher, meine Base nannte. Ihre Mutter hegte das eitle Projekt, die Tochter als Frau Pfarrer und den Sohn, der erst 11 Jahre zählte, als Herrn Pfarrer in der Welt zurück zu lassen, und zwar mit meiner Hülfe. Um dieser Dorfschönen ihre sonst häufigen, durch dieses Mutter-Projekt aber, wie ich hörte, zurückgeschreckten Freier nicht abzuhalten, blieb mir nichts anderes übrig, als ihr Haus und ihre Gegend zu meiden. Ich mußte deswegen meiner Großmutter in Bußnang den Wunsch, mich in ihrem 84. Lebensjahre zum ersten und letzten Male predigen zu hören, abschlagen,

[71]) Protokoll des ev. Kirchenrathes vom 4. Juli und 22. Nov. 1815 (S. 168. 179) nebst Missivenbuch vom 17. Okt.

lediglich weil sie das Unglück hatte, in dieser Gegend zu wohnen, wo die Gegenstände so andachtstörender Empfindung sich aufhielten. Am meisten aber machte mich unwillig das Anerbieten jener Familie, mir 100 Gulden zu vergnügtem Leben in meinen Studienjahren vorzustrecken, wobei ich durch nichts als durch Haltung einer Predigt beweisen müßte, daß das Geld nicht an den unrechten Mann gekommen sei. Vor einer solchen Lockspeise erschrak ich, wie wenn der Donner mich gerührt hätte; mein ganzes Wesen empörte sich gegen einen solch schändlichen Misbrauch meines künftigen Berufs. Was mich aber am meisten dabei betrübte, war, daß mein sonst gegen mich am besten denkender Oheim mit diesen Machenschaften einverstanden war, und daß er sich gegen meine Eltern äußerte, eine solche Verbindung könnte ihnen im Alter bessere Behandlung von meiner Seite zusichern als eine andere vornehmern Standes.[72])

Gabriel Rüsch war, nachdem er den Sommer in Speicher zugebracht hatte, im Oktober nach Tübingen verreist, um seine Studien fortzusetzen. Dort lehrten der Physiologe Autenrieth, der Pathologe Gmelin, der Chemiker Kielmeyer, der Chirurg Ludwig u. a. Der deutsche Freiheitskrieg „mit Gott für König und Vaterland!" war vorüber. Von dem heiligen Feuer, welches Ludwig Jahn durch seinen Franzosenhaß unter der akademischen Jugend angezündet hatte, war in der Burschenschaft der Rauch, von der bunten Decke, die er für das Heiligthum der deutschen Freiheit gewirkt, waren die Quasten und Troddeln geblieben. Rüsch erlebte in Tübingen gleich anfangs Szenen, welche ihm das Leben der Burschen- und Landsmannschaften verhaßt machten. Er bekam ihre Süßigkeiten in der ersten Stunde zu kosten. Kaum in seiner Dachstube an der Burgsteige angekommen und mit Einräumen beschäftigt, rief man ihn und seinen Zimmergenossen auf die Gasse; da sie nicht gleich darauf achteten, drohte man ihnen mit einem „Skandal" (d. h. mit einer Herausforderung). Als sie in der „Kneipe" mit andern Studierenden wie mit ihresgleichen sprechen wollten, duldeten das die „Burschen" (ältere Studenten) nicht und tranken den „Füchsen" einen „Gelehrten" (1/2 Schoppen) nach dem andern vor. Sie steigerten die Quantitäten vom „Gelehrten" zum „Doktor" und „Pabst" (1/2 bis zu

[72]) Brief an Rüsch vom 26. Okt. 1815.

4 Schoppen), welche in einem Zuge vor- und nachgetrunken wurden. Bei dem „Fuchsen-Stoß" (dem Eintrittsmahle), den Rüsch mit mehreren andern „Füchsen" etwa dreißig „Burschen" geben mußte, setzten sich zehn der letztern, welche die „Crudia" bildeten, um einen runden Tisch, jeder mit zehn Bierhumpen umlagert. Diese tranken die Musensöhne ohne Anstand aus und darauf noch ordentliche Portionen Wein, Kafee, Liqueur unter tollem Geschrei und dem Abbrüllen des Liedes: „Sa donk, sa donk, so leben wir alle Tage in der allerflottsten Saufkompagnie!" Was nicht hinter die Binde floß, gieng daneben; man watete förmlich im verschütteten Biere; Gläser, Krüge, Tassen und Teller, welche beim Tische genierten, ließ man ohne Umstände durch die Fensterscheiben auf die Gasse fliegen; dreißig Stücke lagen draußen zertrümmert, und auch drinnen erblickte man ringsum Greuel der Verwüstung. Ein solch rohes Schlemmerleben ekelte Rüschen an; er bildete mit andern Schweizern eine Vereinigung, die sich auch ohne Duell und andern Comment gegen die Angriffe der Burschenschäftler in gehörigem Respekt zu erhalten wußte.[73]) — Es sei gestattet, aus einem Briefe Pupikofers vom 11. Dezember 1815 an ihn einige Auszüge zu geben.

Liebster Freund! Bisher hatte ich das Schicksal aller jener Leute, deren Erfahrungskreis zu sehr eingeschränkt ist, daß ich mir immer ein Ideal im Kopfe herum schweben ließ, dem ich jeden Menschen, welcher meinen wunderlichen Augen auffiel, anzupassen suchte, und dann aus Treuherzigkeit bald alle für wirklich so gut hielt, wie sie es scheinen, aber nicht sein wollen. Allein dieser Wahn, als befände ich mich unter lauter Freunden, klärte sich durch verschiedene, bedeutendere und unbedeutendere Ereignisse dahin auf, daß mir bald jede Gesellschaft von solchen neuen Freunden verhaßt wurde und ich nicht mehr weit davon entfernt war, allen ewige Verachtung zu schwören, mich in mich selbst zurückzuziehen und desto eifriger an meiner Pflicht zu arbeiten, damit ich mich dann zu seiner Zeit mit Ruhm zeigen und in einem Glanze auftreten könne, in welchem ich jene niedrigen Geschöpfe ihren Werth könne empfinden lassen. Siehst du, das war ein Hirngespinnst, das mich mehrere Tage lang beschäftigte!

[73]) Hungerbühler, Gabriel Rüschs Leben und Wirken 1856, S. 16.

Und hätte ich den Grundsatz so fest überzeugt inne gehabt wie Du: Was der Mensch will, das kann er; wer will, kann Pabst werden — ich wäre wirklich zur Ausführung geschritten.

Allein wie sich allmälig die Spur des starken Aergers verlor, zerriß auch mein Hirngespinnst, und ich hörte auf, die Menschen zu bedauern oder zu verachten, mochte sie auch nicht belehren; ich sah vielmehr die Nothwendigkeit ein, daß ich unter Menschen auch Mensch sein müsse, schwach und thöricht wie sie; daß ich mitspielen müsse die Lust- und Trauerspiele der Etiquette; daß ich ja selbst ein Narr wäre, wenn ich das, was einmal als bloße Formel im gesellschaftlichen Ton angenommen ist, damit der Umgang desto angenehmer sei, und damit man das Glück, das nur der echten Freundschaft eigen ist, wenigstens in der Täuschung genieße, da jenes wahre so schwierig zu erlangen ist — für etwas Reelles halten oder, wenn diesem von der Erfahrung widersprochen wird, für etwas durchaus Verwerfliches (turpe) ansehen wollte. Daraus folgt ganz natürlich die Maxime: Erwarte nichts Vollkommenes! Nimm alle für das, was sie sind, für Menschen! Zeigen sie Eigennutz und überhaupt Egoismus, so laß dich dies nicht wundern: ein jeder ist ja sich selbst der nächste; mit dem ego des einzelnen hängt ja nothwendig der Egoismus zusammen! —

In dem Briefe P.'s vom 6. September war die Stelle enthalten: „Du sprichst von Heimbegleitung Deiner Schwester (an sie einen lieblichen Gruß!), ob ich es aus Pflicht gegen Dich oder aus Neigung thun würde. Die Antwort ist ganz einfach: aus beiden Gründen. Ob einer stärker ist als der andere, kann ich nicht entscheiden; denn Herzenssachen halten nicht stich, wenn man sie unter das Mikroskop der kalten Vernunft bringen will. Ich muß es indessen gelten lassen, es würde mir ein Vergnügen machen, mit einem Frauenzimmer eine kleine Reise zu machen, die ich vielleicht, ohne dies, nur anders wohin machen würde; denn Studien bedürfen Erholung (zu dieser Klugheit hat mich Schaden gebracht). Allein wenn andere dazu sich anheischig machen, so werde ich zurücktreten; denn ich dränge mich nicht gerne zu solchen Rivalitäten.“ —

„Für die Stellen aus dem Briefe Deiner Schwester danke ich Dir sehr. Ich weiß darüber weiter nichts zu bemerken als — doch ich lasse Dich dies errathen, damit Du nicht etwa glaubest, weil ich mich so gerne bei einem so gefährlichen Gegenstande verweile, sei ich wie von der Scylla bezaubert und hätte mich wohl in Acht zu nehmen. Vielmehr bin ich, und zwar aus Einsicht der Nothwendigkeit und Schwierigkeit, so kalt, wie ein Jüngling es in solchen Angelegenheiten auch immer sein kann. Allenfalls, wenn es Dir nicht verdächtig scheint, magst Du indessen doch Deinem nächsten Briefe an Deine Jungfer Schwester einen Gruß von Pupikofer an seine theuren Reisegefährtinnen mitgeben."

Von den fleißigen Studien, die P. dieses Jahr und das folgende betrieb, zeugen die sauber geschriebenen Oktavheftchen, die noch vorhanden sind:

Aeschylus Prometheus vinctus, vermuthlich von Bremi.
Griechische Alterthümer sub clar. professore Huldrico excerpsit Ad. P. Col. Maji 15.
Q. Horatii Flacci epistolarum lib. II., bei demselben 1815.
Isocrates panegyricus mit Uebersetzung, bei demselben.
Platonis apologia Socratis, bei demselben 1815.
Platonis Protagoras.
Xenophontis Agesilaus.
Auszug aus Reinhards Dogmatik.
Philosophische Ideen.

1816.

Auf Wunsch des thurgauischen evangelischen Kirchenraths gab der Schulkonvent des Zürcher Kollegiums am 4. Januar von dem Fleiß und Verhalten der dort studierenden Jünglinge Nachricht. Die Kirchenbehörde beschloß darauf, wegen der darin enthaltenen Bemerkungen den davon berührten Studierenden zu schreiben und besonders Herrn Hanhart mit Ernst zu mehrerem Fleiße aufzufordern.[74]) Mir war Lob ertheilt worden.

[74]) Protokoll des ev. Kl. Raths vom 15. März 1816, S. 196.

Ueber die Studien Pupikofers zu dieser Zeit mögen einige Briefauszüge Winke geben.

An G. Rüsch in Tübingen, März 1816. — „Indem ich unsre neuesten Philosophen um Rath fragte, lernte ich Schelling und sein System kennen.

Was ich da fand, ist schön in seiner Art, auf den höchsten Grad konsequent und überredend. Gott, Ewigkeit, Seele — alles wird wegdemonstriert, d. h. es werden diesen Worten ganz andere Begriffe untergelegt. Gott ist die Natur, das All; Ewigkeit die beständige Fortdauer der Kraft, wir darum ewig, insofern unser vermoderter Leib wieder Stoff zu neuer Organisation wird; Seele ist das Resultat der höchst potenzierten Organisation ꝛc. Der erhabene mystische Styl, das geheime Dunkel begeistert den Leser zuerst, schläfert so seine Wachsamkeit ein und entreißt ihm dann mit sanfter, aber süß vergifteter Hand das Heiligste: Glauben, Liebe, Hoffnung, macht ihn zum Menschenverächter, nachlässig in seinem Beruf u. s. w. Denn da der Mensch auf diese Art nur als Spiel der Natur zum Vorschein kommt; da sie mit ihm keine andere Absicht hat, als zu versuchen, was sie hervorzubringen vermöge; da sich also ihre Kraft in ihm spiegelt (dies ist der Sinn der so verrühmten Schellingschen Formel: „Der Mensch ist ein Spiegel Gottes"): so haben wir keinen andern Grund, worauf wir die Moral bauen könnten, als daß wir der Natur behülflich sein und uns anstrengen sollten, damit wir es seien, in denen sie ihre Kraft am schönsten beweise; dafür aber wartet unser keine Belohnung, keine Ewigkeit, sondern die alliebende Natur nimmt die verwelkte Blüthe wieder zu neuer Gebährung in ihren Schooß; wozu sie uns dann umschafft, ob zum Hund oder zur Katze, gilt ihr gleichviel und uns auch."

„Dieses letztere Gericht der philosophischen Küche hat mir den Gaumen so verderbt, daß ich wohl nie mehr freiwillig darnach greifen werden werde; ich sage deswegen der metaphysischen Spekulation lebewohl; denn ich habe mich auch noch ander-

wärts überzeugt, daß man dabei doch nicht klug werden kann. Man muß durchaus seinem Herzen und der allgemeinen Menschheit glauben, und was uns Sophisten dagegen einschwatzen, ist allemahl, wenn man es genau besieht, schelmische Konsequenzerei, die ihre Blöße dem Auge des Unerfahrenen zu verbergen und ihn irre zu führen weiß. Jene Menschenverachtung, die mich früher alle Fehler der Menschheit, ihre Schwachheiten und Mängel sehen ließ, verschwand; denn ich sah in der menschlichen Niedrigkeit nur die erste Stufe seines Daseins; das hohe Ideal schränkte sich ebenfalls in den Satz ein: alle Menschen wollen von Natur das Gute. Wo ich diesen Willen sehe, da sehe ich den edlen Menschen; wo ich die Ausführung des Guten mangelhaft, wo ich Fehler finde, da sehe ich nur menschliche Schwachheit, welche Nachsicht verdient; nur der durchaus böse Wille ist verabscheuungswerth. Alle Menschen haben Schwachheiten; wer die wenigsten hat, ist der beste; wer ihnen seinen eigenen, d. h. den vernünftigen Willen am meisten entgegensetzt, ist der edelste; wo sich der eigne Wille der Uebermacht nicht einmal entgegenzusetzen wagt, da herrscht die Sinnlichkeit. Aber nicht immer, fast nie ist der sinnliche Mensch selbst an seiner Ohnmacht schuld; er verdient deswegen Bedauern."

„Wenn es dann auf Beurtheilung einer Handlung ankommt, so bin ich äußerst behutsam, ehe ich verdamme; denn ich selbst kann mich ja wegen Sinnentrug u. dgl. irren, kann die Sache einseitig ansehen; der Thäter konnte sie für zu wenig wichtig halten und fehlte so in der Erkenntnis, nicht im Willen; aber nur was in seinem Willen lag, darf seiner Moralität zugerechnet werden." —

„Deine Versicherung, Du findest in Tübingen nicht die Freundschaft, die Dir in Frauenfeld so alltäglich war, ist uns sämtlich sehr schmeichelhaft, wenn schon sie einigen nicht ganz einleuchten will. Ich selbst muß mich zum Theil zu diesen Zweiflern bekennen, freilich mit dem aufrichtigen Geständnis, daß

an der Vernachlässigung mancher schönen Freude und an der Verminderung manches freundschaftlichen Genusses meine eigne innere und äußere Individualität schuld war. In dieser Beziehung würde ich deswegen oft jene Zeit gerne wieder zurücknehmen, um sie besser genießen zu können. Lieber erinnere ich mich an jene acht Tage des regenvollen Speicher-Besuches und zuweilen auch an unsern herzbrechenden herbstlichen Abschied."

„Hauhart läßt Euch höflich grüßen und wünscht nächstens eine kategorische Antwort, ob Ihr ihm einen (nämlich Pfeifen-) Kopf verschaffen und den Preis desselben Euch von Hrn. Dollinger, Hutmacher, wollt bezahlen lassen oder nicht. Frauenfelds Neuigkeiten, den Tod der Jgfr. Charl. Annat, die Brautschaft der Jgfr. Müller mit Färber Dummeli, neue Laternen zu nächtlicher Beleuchtung der Stadt, Hrn. Ehegerichtsschreibers ewigen Schlaf, Major Lochers und Jgfr. Stadler endliche Verlobung, verwäschene Carnevals ꝛc. ꝛc. darf ich Dir wohl nicht erst melden; aber zürcherische könnten für Dich, ich will nicht sagen interessant, sondern schon bekannt sein, so die verrühmte Geschichte eines noch nicht konfirmierten Mädchens im Hause zur Bibel im Niederdorf, welche sich die große Welt mit Abscheu und Wohlgefallen zugleich erzählte."

An denselben, 12. Juni 1816. — „Die Theologie ist gegenwärtig einem Schwanken unterworfen wie kaum eine andere Wissenschaft; öffentlich lehrt man orthodox, und heimlich setzt man sich darüber weg und sucht alles verdächtig zu machen. Es erfordert deswegen schon eine große Mühe, bis man nur weiß, was die Herren auch wollen, bis man sich nur einen klaren Begriff von der behandelten Sache machen kann. Wenigstens ist dies in Zürich der Fall. Die theologische Klasse ist so schlecht mit Lehrern versehen, daß es einem bald erleiden möchte, sie zu hören; sie wissen so wenig Interesse zu erwecken, sind so kalt, vergraben das Bißchen Gutes und Vernünftiges in einem solchen Haufen alten und neuen Wort- und Sachplunders, daß man sich wirklich nicht verwundern darf, wenn einer um den andern von

der Theologie zur Medizin und zu den juribus abspringt. Ein ungemeines Aufsehen machte es letzte Woche, als der Pflegesohn des Herrn Chorherrn Bremi, Herr Locher, in das medizinische Kollegium übertrat, da er doch der Vollendung seines theologischen Kurses bis auf anderthalb Jahre nahe gerückt war."

„Es freute mich, daß Du Dich noch so vergnüglich an unsre Spaziergänge in Frauenfeld erinnerst. So oft ich das Lungenkraut auf meinen Spaziergängen, die wirklich ziemlich häufig sind, erblicke, stellt sich in meinem Gedächtnisse jener Gang nach dem Schlößli an einem Sonntags-Morgen vor, wo wir uns so traulich Deiner Genesung freuten und an die Zukunft dachten, die Dich nach wenigen Tagen zur Abreise nach Zürich bestimmt hatte (1814, April 24; s. Heft 35, S. 122). Solche Genüsse waren nun freilich von unschätzbarem Werthe für mich und werden mir durch die Erinnerung immer theurer. Aber auch nur in dieser Beziehung hat der Aufenthalt in Frauenfeld etwas Angenehmes für mich beim Zurückdenken an vergangene Zeiten; in allem andern hat Strenge der Lehrer und daraus entstandene Kränklichkeit, ökonomische Verlegenheit, Unfähigkeit für manchen so schönen, erst jetzt erkannten, menschlichen Genuß u. s. w. mir jenen fünfjährigen Jugendaufenthalt verbittert. Die echte Bekanntschaft mit Dir ward mir erst später zu theil, und ich konnte dieselbe nicht mehr so genießen, daß wir den Freundschaftsbund so schließen konnten, wie er jetzt steht. Dies beweisen die Zänkereien und Misverständnisse, welche unsern frühern Briefwechsel erfüllen. Sieh nur, daß Du mir nicht immer entfernt bleibest — körperlich meine ich — und wenn Du den Doktorhut (und ich den Mantel) auf künftiges Jahr erhältst, daß wir dann wenigstens einige Zeit uns zusammenhalten! Wäre nur mein so sehnlich gehegter Wunsch möglich, noch wenigstens ein Jahr die Universitäten zu bereisen!"

„Ob ich Dich über die kommenden Ferien besuchen könne, weiß ich noch nicht; denn es könnte der Fall eintreten, daß ich dieses Jahr noch in den Schlamm von Examengeschäften bis an

das Knie sänke, wenn wir nämlich nicht in Zürich, sondern in Frauenfeld ordiniert werden, welches letztere viel mehr Schwierigkeiten hätte; ohnedies bin ich noch unentschieden, ob ich meine Ferienreise nicht nach Bern und ins Berner Oberland machen soll. — Daß mein Brief etwas verzögert wurde, daran ist eine Kollegienpredigt die Ursache, wobei ich, ganz entgegen dem Urteil über meine erste Predigt, wie eine nasse Maus abziehen mußte."

An denselben, 12. Juli 1816: „Deine Einladung, die Ferienreise nach Tübingen zu machen, hat mich allerdings sehr gereizt und soviel vermocht, daß ich mich entschloß: Wenn ich überhaupt eine Reise mache, so bestimme ich sie nach Tübingen. Das Wenn zu entscheiden, mußte ich der Zeit und den Umständen überlassen. Und so verhält es sich auch jetzt noch. Wie viel sich für diesen oder jenen Entschluß noch hoffen lasse, beruht ungefähr auf Folgendem. Die zu besiegenden Schwierigkeiten, welche mir ein Leichtes schienen, erschweren sich immer mehr. Geldbedürfnis und Geldmangel im Thurgau wird immer größer; man muß bei demselben Einkommen doppelte Ausgaben bestreiten; denn wie sehr Brotmangel und Erwerblosigkeit[75]) überhand nehmen, kannst Du Dir kaum vorstellen. Was dies für Einfluß auf mich haben muß, kann Dir nicht verborgen sein; man ruft mir immer das Spare! zu. Es thut einem doch im Herzen weh, wenn man zusehen muß, wie ein großer Theil des Volkes so ganz hülf- und rathlos in ökonomischen Dingen da steht. Ist denn das die einzige Hauptbestimmung der Regierung, daß sie politisch sei, daß sie den Staat vor äußern Anfällen zu retten suche? Daß sie für das Wohl des Landes sorge, das ist ihr Zweck, und wahrlich, das Wohl der Mitbürger gehört auch zum Wohle des

[75]) Man erinnere sich, daß im Jahre 1816 naßkalte Witterung herrschte, so daß die Ernte misrieth und die Gewerbe zu stocken anfiengen. Es begann schon jetzt eine Theuerung, die sich bis zum folgenden Jahre zur Hungersnoth steigerte. Pupikofer, Gesch. des Thurgaus Bd. 2[1], 389 fg. Häberlin-Schaltegger, S. 96 fgg.

Landes! Aber so überlassen die Regenten das Trostgeben allein den Geistlichen und das Hülfereichen den — Unbegüterten, das Hülfenehmen dem Gesindel. Ein geistlicher Trost stärkt aber den Magen nicht; denn es sind nicht mehr die Zeiten der Wunder, wo der Judengott seinen geliebten Propheten Elias durch einen Adler[76], seinen Daniel durch den Habakuk und sein verkehrtes Volk durch die Wolken speisen ließ."

„Indessen halte ich alle diese Noth für kein Unglück; künftige Jahre werden beweisen, daß sie der Weg zum Glücke war. Wohin wäre es zuletzt mit unserm Volke gekommen, wenn der geschäftige Müßiggang des Baumwollspinners ꝛc. ꝛc. noch lange die Kräfte und die Seele eingeschlummert hätte? Was hätten die schwächlichen Fräulein und Männlein für eine Generation hervorgebracht? Wie hätte die Weichlichkeit Immoralität und Laster verbreitet? Man sieht es in den elenden Gesichtern der die Maschinen Bedienenden; in dem widrigen Blaßgelb der zürcherischen armen Gebirgsbewohner kann man es lesen, welches die physischen Folgen davon sind. So vielleicht lernt das Volk bisher unbenutzt und öde gelegene Nahrungsquellen kennen; denn die Noth macht erfinderisch. Doch nein! Lieber als auf die Kunst lege es sich auf den Kräfte gebenden Ackerbau! Noch manches Plätzchen ist unbebaut und könnte besser bearbeitet werden. Darauf sollte doch die Regierung, wenn sie für unser Landeswohl sorgen will, ihr Augenmerk richten! Es wäre ihr gar kein schweres Geschäft, in Zeit von einem halben Jahre alle Spuren des Baumwollenunfalls zu vertilgen und einen festern, nicht so abhängigen Wohlstand zu gründen. Ist aber die Volksmenge zu groß, so sende sie in Gottes Namen Kolonien aus und sorge für das Fortkommen von diesen, daß sie nicht dem Glücke zu überlassen gezwungen werden und, wer nicht besonders

[76]) Sonst übersetzt man die hebräischen orebim (1 Könige 17,3), die den Propheten Elia am Bache Krith mit Fleisch und Brot versorgten, durch Raben, nicht durch Adler.

weltklug ist, wie ein verlorenes Schaf umher irre in fremdem Lande!"

„Aus allem erhellt also, daß dieser Status quo auch auf mich seinen Einfluß äußert, und daß es mich ungewiß macht, ob ich Dich besuchen könne oder nicht. Uebermorgen werde ich nach Hause reisen, und da wird es sich entscheiden." —

„Ich hatte auf den kommenden Sonntag (14. Juli) mich für ein Vikariat anhängig gemacht, arbeitete eine herrliche Predigt aus, vollendete sie zweimal, fieng sie zum dritten Mal an und war nie damit zufrieden, und zwar nicht um des Einzelnen, sondern um des Ganzen, um des Gegenstandes willen, weil ich da die Zweifel und Einwürfe der Vernunft nicht ausstehen konnte, wobei ich einiges als göttlichen concursus darstellen sollte, was ich psychologisch glaubte erklären zu können. Was war zu thun? Die Zeit verstrich unterdessen, und mein närrischer Zweifler, der Verstand, der sich selbst von nichts überreden, immer nur begreifen und erklären will, stand in die Nothwendigkeit versetzt, sein Amt einem andern aufzutragen; denn er hatte keine Lust, sich in den nächsten zwei Tagen mehr damit abzugeben."

„Von einer Reise nach Bern ist von meiner Seite keine Rede mehr; wenn ich reise, so sollen alle Schritte nach Dir hin gerichtet sein. Zwar wollten mir Hr. Vogler und Hr. Scher diesen Entschluß übel nehmen; denn ich hatte es ihnen so halb versprochen, mit ihnen dorthin zu gehen; allein ich achtete mich in soweit nicht gebunden, besonders da sie zu gewissen Zeiten selbst keine Lust dazu äußerten. Nach Tübingen zu kehren, dazu sind sie aber nicht zu überreden; der Weg ist ihnen zu weit, die Schweiz und ihre Schönheit zu werth. Ob Hanhart mitgehen wolle, darnach erkundigte ich mich nicht einmal; denn ich habe mich einmal selbst beim Worte zu nehmen beliebt, mit diesem delikaten Herrn nicht mehr zu reisen; seine Laune treibt mirs zu arg. So hätte ich also nicht einmal einen Gesellschafter; denn die Zürcher setzen mir zu viel zu, die denselben Weg mit 3—5

Louisd'or zu bestreiten hoffen. Daß aber der Mensch allein sei, ist nicht gut, besonders in Stuttgart u. s. w. nicht. Das einförmige Schwaben vertreibt dem Reisenden den Ueberdruß und die Langeweile weniger als die manigfaltige, bunte, erhabene Helvetia."

„Zum Gelehrten-Hute wünsche ich Dir im voraus Glück. Laß Dir nur einen recht großen und breiten verfertigen, damit er, wenn ich neben Dir demüthig einherschreite, auch mir ein wenig Schutz gegen Sonne und Regen angedeihen läßt. Herr Fritz Vogler, der uns neulich auf seiner Reise nach Lausanne mit seiner Gegenwart beehrte, hat mir gesagt, du studierest so fleißig. Das ließ sich erwarten, daß Du Dir nichts daraus machen würdest, ein Nachtstuhl[77]) geheißen zu werden."

„Laß Deiner Jgfr. Schwester kund werden, daß ich ihr Geschenk mit Dankbarkeit erwarte; sie möge es nur selbst versenden; ich wolle sie auf keine Weise verrathen, wenn die Appenzeller Schönen doch in dieser Sache so genau sind und schüchtern; auch soll ein Papierchen, auf dem ihre Hand einige Buchstaben gezogen, behandelt werden, wie sie nur will, im Falle, daß sie an der Schreibung der (ihr doch etwa bekannten) Adresse Anstoß nimmt. Will sie nicht, nun so trage ich die Uhrkette im Kopfe und zwar im Kästchen der Einbildungskraft herum statt in der Tasche, und flicke vielleicht manches dabei an, was an der andern sich nicht vorfinden möchte."

„Ich werde mich einige Tage lang in Dießenhofen und in der Gegend von Schaffhausen aufhalten. Würdest Du Dich zu einem Rendez-vous geneigt fühlen, wenn ich denselben auf einen Sonntag oder Donnerstag einrichtete? Findest Du Dich bereitwillig, so schreibe mir nach Dießenhofen: bei Herrn Denzler, Cand. Theol. (oben S. 61), zum Felsen, du hoffest uns ungefähr auf

[77]) In Tübingen schalt man denjenigen Musensohn, welcher all den burschikosen Unsinn nicht mitmachte, Nachtstuhl. Rüschs Leben von Hungerbühler S. 19.

der Hälfte des Weges nach Tübingen zu treffen. Ort und Zeit zu bestimmen, bleibt Dir überlassen, da ich das Lokale nicht kenne."

Ueber seine philosophischen Studien gibt P. in einem Anhang zu seinem frühern Tagebuch folgendermaßen Auskunft:

17. März 1816. — Der hauptsächlichste Sporn, der mich zu meinen Studien treibt, ist weder Ehrliebe oder Eitelkeit, noch ganz Gefühl der Pflicht, sondern vielmehr eine drängende Neugierde, eine Unruhe bei der Ueberzeugung des noch unvollkommenen Wissens. Dies gilt indessen, wie es scheint, nicht im allgemeinen, wenigstens in Beziehung auf Philologie nicht. Ich liebe das, was sich der Mensch selbst schafft, abstrakte Wissenschaft und habe dabei einen großen Hang, selbst zu urtheilen und selbst abzusprechen. Das mikrologische Suchen der Sprachforschung leuchtet mir nicht recht als nützlich ein. Die Metaphysik hat mir ungeheure Schwierigkeiten gemacht. Schon in Frauenfeld hatten mich Plattners philosophische Aphorismen in das Feld des Skepticismus eingeführt. Ich aber, der in allem Ordnung haben will, konnte mich für eine Sache, die dem Verstande und dem Herzen so wichtig ist, wie Gott und Wahrheit, nicht gleichgültig zeigen; ich wollte zur Gewißheit darin kommen. Lange strebte ich vergebens dem Zweifel entgegen, forschte, dachte selbst, verzweifelte, warf mich muthlos in den sichern Schoß des Glaubens, riß mich wieder daraus los u. s. w., wie mein Briefwechsel mit Gabriel Rüsch und dem Hrn. Provisor Gutmann beweist.

Endlich um das Möglichste zu thun für meine Ruhe, las ich das neue System der Philosophie von Schelling (oben S. 81). Seine Mystik begeisterte mich anfangs; aber bald ward mir das heilige Dunkel derselben zur dicksten, betäubendsten Finsternis: Gott und Ewigkeit und Mensch schwanden; sie waren nichts als eine Erscheinung. Ich ward der größte Menschenhasser und Menschenverächter; denn zwei Gründe bestimmten mich nothwendig dazu. Schon lange gieng nämlich mein Streben zum Idealischen; ich suchte Menschen, reine Menschen, und fand keine, nur schwache

Menschen und lasterhafte; daraus erfolgte bittrer Unwille. Nun trat jener Philosoph herzu und lehrte mich, daß der Mensch nichts als das Resultat der vereinigten angestrengtesten Naturkraft sei, die in diesem Geschöpfe ihre Stärke versucht, sich selbst also darin prüfe, spiegle und, wenn dieser Zweck erreicht sei, dann das Geschöpf bei seinem Welken wieder im Staube zergehen lasse. In dieser Ansicht fand ich also die Unvollkommenheit der Menschheit begründet; sie wurde dadurch nur durch den Grad von der Thierheit unterschieden, und darum verachtete ich sie, haßte sie und mich und die Schöpferin Natur, die dessen so große, aber eitle Hoffnungen mache und den Schleier nicht einmal zu verdecken wisse. Denn was soll eine ewige Fortdauer in bewußtloser Materie? Was soll mir das Hinsinken in den Schoß der allliebenden Mutter, deren Liebe sich für mich so schrecklich im zernagenden Zahne der Verwesung äußert?

Als endlich mein Fieber wieder nachließ, fühlte ich mich vollkommen von meinem Heißhunger nach Wahrheit geheilt; die unliebliche Speise hatte mir alles fernere Naschen verbittert, und ich gab mich nun zufrieden mit der Erfahrung, daß ich nichts vollkommen wissen könne, und diese Erfahrung wurde nun noch durch die Theorie Kants, die ich erst jetzt begreifen lernte, unterstützt.

Jetzt lebe ich metaphysisch ruhig; ich bin geduldig mit den menschlichen Schwächen und Mängeln, in der Ueberzeugung, daß diese seinen von Natur guten Willen misleiten; daß Erziehung, Umgang und Zeitgeist sie mit sich in die Fluth reißen; daß dieses erste Leben nicht vollkommen sein könne, weil der zum ewig Seligen bestimmte Mensch — auch eine unterste Stufe seiner Existenz haben müsse. Auf diese Sätze gründe ich auch die Freundschaftstheorie ꝛc. ꝛc.

Gegenwärtig ist also mein Studium getheilt. Kein Gegenstand kann und darf mich insbesondere anziehen, da mir alle gleich wichtig erscheinen, der eine wichtig an sich und für die Menschlichkeit im allgemeinen, der andre wichtig für meine besondre

geistliche Bestimmung. In der historischen Religion bin ich immer Rationalist, d. h. ich kann mich von der Gottheit Jesu ꝛc. ꝛc. in orthodoxem Sinne nicht überzeugen und erkenne in seiner Kraft lieber die Wirkung des einzigen Gottes. Der erhabene Plan, das über allen Ausdruck ehrwürdige und heilige Lehrsystem Jesu begeistert mich für die Verehrung des Weisen und für die Anbetung Gottes, der so herrlich durch ihn wirkte; ich erkenne die hohe Wohlthätigkeit des Christenthums, das uns allein so weit gebracht hat, als wir sind; aber eine Dreieinigkeit in orthodoxem Sinne zu glauben, dazu bin ich unfähig; ich werfe lieber die Unlauterkeit der Schrift dem Zeitgeiste und der Schwäche jener durch die religiöse Umschaffung beglückten Jahrhunderte zu. Hieraus erklärt sich nun von selbst meine Kälte für die Exegese, die jetzt immer reine Vernunftmäßigkeit in die Bibel hinein raisonnieren will. Wozu das Syrische, Chaldäische, Arabische, wofern ich, auch wenn es erweist, deren Beweisen nur, nicht der bewiesenen Sache glauben soll, weil ihr selbst Unvollkommenheit zu grunde liegt?

Der Einladung des Freundes Gabriel Rüsch, ihn in Tübingen zu besuchen, konnte P. entweder zu Ende des Monats August oder zu Anfang des folgenden Monats folgen; denn am 7. September schrieb er jenem einen Brief von Zürich aus, worin er ihm die Eindrücke seiner weitern Reise, nachdem er sich von ihm verabschiedet hatte, schilderte. Er reiste mit Hrn. Denzler.

„Wie es mir auf der Universität zu Tübingen gefiel, das kannst Du zum Theil schon wissen, denn meine Denkungsart stimmt in Absicht auf äußeres Leben und Sittlichkeit mit der Deinen überein. Allein so sehr ich Ausschweifungen verabscheue, so möchte ich deswegen das Urtheil noch nicht über den Ort sprechen, wo solche begangen werden, und würde deswegen nicht Anstand nehmen, meinen Wohnsitz einige Zeit daselbst aufzuschlagen. Ich bin so rigid nicht, wie es vielen freudeliebenden Musensöhnen möchte geschienen haben. Es that mir auch leid, nicht im stande gewesen zu sein, mehr echte Fidelität zu zeigen;

allein wo nicht schon einige Vertraulichkeit in schon vorhergegangener Bekanntschaft den Grund dazu gelegt hat, und wo der herzerfreuende und herzeröffnende Weingeist nicht mitwirkt, da bleibe ich gleichgültig."

„In Stuttgart verweilten wir (Hr. Denzler war mit mir) bis Montag mittags. Wir verrichteten am Sonntag mehr nicht, als daß wir das Schauspiel besuchten; denn der König[78]) kam von Ludwigsburg daselbst an, und so wurde uns das Schloß nicht mehr gezeigt. Aus dem Schauspiel zog ich wenig Genuß. Welcher unbefangene Sinn sollte sich an einer solchen Zwitterkunst, wie die Oper ist, begnügen können? Wo gehandelt werden soll, wird gesungen, wo Angst, Furcht u. dgl. die Stimme niederdrücken, wird getrillert. — Den Pallast hast Du auch schon gesehen — mit welchen Gefühlen, hast Du mir indessen verschwiegen. Mir ward der Kunst zu viel, als ich etwa ein Dutzend Zimmer angesehen hatte, und ich wußte beinahe nicht, was ich wählen sollte, Wohnung im Pallaste des Königs oder in dem der freien Natur mit einer vor der Witterung schützenden Hütte. Am meisten Interesse hatte für mich der Thiergarten; denn wenn er auch dem Lande viel Geld kostet, so gibt er doch demselben Kenntnis der Natur und Schöpfung. Aber daß der Zugang in denselben so viel mehr erschwert ist, beweist, daß man damit gar nicht diesen Zweck im Auge hat."

„Das Wohnen in der Nähe des Königs und unter dem Volke, welches denselben bald ehrfurchtsvoll anbetet, bald wieder verflucht in seinem Herzen, war mir so peinlich, daß ich die Reise

---

[78]) Damals herrschte noch König Friedrich (1797—1816), der als Anhänger Napoleons und als dessen Nachahmer in der Despotie mehr gehaßt als gefürchtet war. Man befand sich eben jetzt in den Verfassungskämpfen, an denen sich auch der junge Uhland betheiligte, und die durch das Nothjahr gesteigert wurden. Zwei Monate nach Pupikofers Besuch in Stuttgart, am 30. Oktober, starb der König unerwartet schnell; ihm folgte Wilhelm I. (1816—1864).

nach Ludwigsburg und Monrepos fortsetzte. Es gereute mich aber nicht, dies gethan zu haben, nur um der schönen Gegend willen. So weite und heitere Aussichten auf ebener Straße, so schöne, mit Frucht behangene Bäume, in kunstgemäße Reihen gepflanzt, zur Freude und Erholung des Wanderers — trifft man selten an. Schade, daß die Bäume nur so an der Straße gleichsam zur Schau stehen und in den Gefilden so wenige vorkommen! Der Felsen und der Felsenhöhlen auf der Insel in Monrepos (erbaut von Herzog Karl Eugen 1737—1793) mußte ich lachen. Wie klein ist die Kunst gegen die Natur! Man darf der Natur durch die Kunst nachhelfen und sie verschönern, dies ist recht; aber wo der umgekehrte Gang stattfinden und eine erkünstelte Natur die Kunst verschönern soll, ist einfältiger Kindersinn. In den Sehenswürdigkeiten, die aufs Gefühl wirken sollen, soll entweder vollendete Natürlichkeit herrschen, oder die Erinnerung ans Alterthum soll die Seele mit erhabenen Bildern erfüllen. Dies findet sich in keiner Beziehung daselbst; man bewundert eigentlich nur das Geld, das darauf verwendet wurde, und die Neuheit betäubt."

„So gestimmt und so gefaßt, hatte ich alles angesehen. Gerne und in frohem Trabschritte machte ich in Monrepos ganze Wendung rechts, um nach der Schweiz zu kommen, der ich so lange den Rücken gekehrt hatte. Den Seitenweg über Ulm gaben wir auf. Nur drei Stunden von Tübingen führte uns der Weg vorbei; wie gerne wäre ich noch einmal zu Dir hinübergekommen! Am Mittwoch übernachteten wir in Neckartheilfingen. Von Pfullingen das Thal hinauf über Hausen hatten wir eine herrliche, so romantische und idyllische Gegend, daß ich sie beinahe eines besondern Besuches werth halten möchte; namentlich auf dem Wege nach dem Schlößchen und auf dem Schlößchen selbst oberhalb von Hausen ist es herrlich schön. Von Mayerkingen hatten wir am Donnerstage die Narrheit 14 Stunden weit bis nach Ueberlingen zu laufen; am Freitag waren wir in Konstanz —

hier trennten wir uns, und Hr. Denzler fuhr den Rhein hinab nach Dießenhofen."

Es nahte nun die Zeit heran, wo sich die thurgauischen Studenten der Theologie entschließen mußten, ob sie das theologische Examen in Zürich oder Frauenfeld machen wollten. Schon am 22. April 1816 hatte Pupikofer im Namen aller vier eine Eingabe an den thurgauischen evangelischen Kirchenrath gemacht, worin um Verhaltungsmaßregeln gebeten wurde. Ich hebe daraus einige Stellen hervor.

„Wir traten mit Ihrer Billigung als auditores honorarii in die theologische Klasse ein mit der bisher immer fest im Auge gehaltenen Absicht, Gelegenheit und Freiheit zur Ergänzung unseres Wissens zu benutzen. Nun haben wir bereits ein Jahr lang alle Kollegien der theologischen Klasse angehört, und die immer mehr annähernde Zeit der Beendigung des Kurses macht uns auf unsere Aufgabe aufmerksam; allein unser Ansuchen an das Schulkonvent in Zürich, uns das Final-Examen mit den wirklichen Klassen-Genossen im Frühling 1817 abzunehmen, wurde abgelehnt."

„Unser Studien-Kurs ward anfangs, als wir zu Hrn. Gutmann in Frauenfeld kamen, auf ungefähr vier Jahre bestimmt und die ökonomischen Hülfsmittel und Hoffnungen ungefähr auf einen solchen Zeitraum berechnet; hievon ist uns nun nicht mehr völlig ein Jahr übrig."

„Da die eigentlichen Klassen-Genossen im Frühjahr 1817 ihr Examen bestehen und ordiniert werden, so wäre es für uns Auditoren nicht eben besonders ehrenvoll, noch länger in der Klasse zu bleiben; es sähe aus wie Sitzenbleiben."

„Sodann ist es uns auch deswegen sehr wichtig, Ihre Entschlüsse über unser Finalexamen zu kennen, da unsre Vorbereitung auf dasselbe wahrscheinlich ganz andern Bedingungen unterworfen sein wird, wenn Sie selbst die Mühe der Prüfung auf sich nehmen, als wenn wir in Zürich sollten examiniert werden. Denn wie es Ihnen vielleicht nicht unbekannt ist, so ist der Kollegienkurs daselbst weder in den philosophischen noch in den theologischen Wissenschaften so genau berechnet, daß die durchs Gesetz bestimmte Zeit des Kollegienbesuchs eine vollständige oder auch nur summarische Kenntnis genannter Wissenschaften geben könnte. Da wir nun nicht absehen, wie Sie uns in unsern fragmentarischen Heften könnten examinieren wollen, so müßten wir Sie deswegen um Bezeichnung gewisser Kompendien bitten, nach denen wir unsre Begriffe und Kenntnisse systematisch ordnen möchten."

„Die Einwendungen, die uns gegen unser schon oben erwähntes Ansuchen von dem zürcherischen Schulkonvent oder vielmehr von Hrn. Kanonikus Bremi gemacht wurden, stützten sich vornehmlich darauf, daß unsre Zulassung zu den Examina den Zürcher Studiosen zum gerechten Aergernisse Anlaß geben müßte, wenn die gegen die eigenen Mitbürger so strengen Gesetze uns unsern Studien-Kurs beinahe um die Hälfte der Zeit zu verkürzen behülflich wären. Aus diesem Grunde wäre es klüger von uns, wenn wir unser Vorhaben aufgäben, und wenn wir uns der Gefahr überhöben, die mit einem examen rigidum in Zürich verbunden wäre, nämlich daß der eine oder der andere von uns durchfiele. Ueberdies würde uns ein Examen in Zürich nicht vom thurgauischen Staatsexamen entbinden, da der Thurgau zur Regel angenommen habe, daß jeder an fremdem Orte examinierte Candidat noch von der Kantonsbehörde müsse geprüft werden. Eine von beiden Prüfungen wäre aber offenbar für uns überflüssig. Es habe auch gewiß unsere Regierung die Absicht gehabt, daß wir vom thurgauischen Kirchenrathe geprüft würden, sonst hätte sie für uns nicht als für auditoribus honorariis in den Kollegien Zutritt begehrt, sondern unsere unmittelbare Placierung in die Klassen dem zürcherschen Gymnasium überlassen."

„Dies sind die Gründe, die uns bewegen, bei Ihnen, Hochgeachtete, Hoch- und Wohlehrwürdige, Hochgeehrteste Herren, die Anfrage zu thun, was wir in Beziehung unsres Final-Examens in Absicht auf Zeit und Ort zu erwarten haben, damit wir unsre Studien darnach einrichten können."

Da der thurg evang. Kirchenrath den ganzen Sommer über keine keine Sitzung hielt, so warteten die Musensöhne in Zürich vergebens auf einen Bescheid. Inzwischen änderten sich ihre Verhältnisse vollständig.

Als ich von der Tübinger Reise zurückgekehrt war und noch eine ganze Woche daheim im Thurgau der Ruhe gepflegt hatte, so kamen, als ich kaum wieder in Zürich angelangt war, meine thurgauischen Kommilitonen in corpore zu mir, um mich über meine Reise auszufragen, namentlich was ich Gutes von Tübingen wisse, wie ichs dort gefunden, und zuletzt zeigte es sich, daß sie große Lust hatten, ein Jahr daselbst zuzubringen, bevor sie sich in den Stand der evangelischen Geistlichkeit aufnehmen ließen. Die Gründe, die sie äußerten, sich von Zürich zu entfernen, waren nicht ganz zu verwerfen: zum Theil Misverhältnisse und alter

neidischer Groll zwischen unserm Kanton und Zürich, zum Theil die Behauptung des Mangels an Würdigkeit versage ihnen hier Examen und Ordination, und von hier wegzugehen und im Thurgau das Examen unmittelbar zu bestehen, schien ihnen zu verächtlich; also sahen sie diesen Ausweg für den besten an. Während aber das zürchersche Gymnasialkonvent uns sämmtlichen das Examen zur Ordination verweigerte, machte man mir einzeln insgeheim Hoffnung, den Zutritt zu erlangen. Ich hoffte, es würde mir dies um so eher gelingen, wenn Scher und Hanhart, die mir und Voglern von jeher wie Blei anhiengen und uns zurückzogen, keine gemeinschaftliche Sache mehr mit uns machten.

Meine drei Studiengenossen richteten ein Schreiben an die thurgauische Kirchenbehörde, worin sie um Erlaubnis baten, ihre theologischen Studien auf der Universität in Tübingen zu vollenden; diese Erlaubnis wurde ihnen ertheilt und außerdem dem stud. Hanhart auf seine Bitte eine Unterstützung zu weitern Privatstudien zugesprochen.[79]) Auch ich erhielt ein Schreiben, worin man mir, ohne daß ich es gesucht hätte, wegen meiner „Fähigkeit, meines Fleißes und meiner Fortschritte" Empfehlung bei der Regierung zu einer Unterstützung auf die Universität verhieß, mir aber zugleich die Zumuthung machte, ich solle das Karolinum in Zürich ellenfalls verlassen, den Winter hindurch im Heimathkanton bleiben, wo man mir dann wohl Hülfsmittel werde verschaffen können, um im Frühling eine Universität zu besuchen. Der ev. Kirchenrath bot mir nämlich in einem Schreiben vom 15. Oktober 1816 die Aussicht auf ein beträchtliches Stipendium von der hohen Regierung und auf ein unverzinsliches Darlehen. Indessen hätte der Antistes Sulzberger nicht nöthig gehabt, als Postscriptum zu diesem Schreiben die Worte zu setzen:

„Da obiges nur Gutachten vom Kirchenrath ist, ungewiß ob es die Regierung genehmigen wird, so werdet Ihr es der Klugheit gemäß

[79]) Protokoll des ev. Kirchenraths vom 15. Okt. 1816, S. 203. 204 und Missiv dazu.

finden, niemand etwas davon zu sagen, bis Ihr von uns neue Anzeige erhaltet. Euch Notiz zu geben, war nöthig, damit Ihr keine weitern Schritte für die Examen thut";

Denn ich nahm das Anerbieten nur insofern an, als ich im Frühjahr noch Neigung und Bedürfnis zur Beziehung der Universität fühlen würde. Bis dahin wollte ich in Zürich absolvieren und gewann dadurch den Vortheil vor meinen Kommilitonen die nach Tübingen gehen wollten, daß ich ein halbes Jahr früher als sie mit meinen theologischen Studien fertig und dann freier und unabhängiger wurde. Vielleicht hätte ich ein so vortheilhaftes Anerbieten, wie es mir vom Kirchenrathe gemacht wurde, nicht abweisen sollen; allein ich wollte mich nicht gerne auf solche Art binden lassen, daß jede freiere Bewegung, die ich mir später etwa gestatten würde, mir als schwarzer Undank gegen die Behörden ausgelegt werden konnte.

Im Spätjahr geschah die Trennung von den andern Thurgauern, die Zürich verließen. Maron und Hanhart kehrten in ihre Heimath zurück, jener nach Berlingen, dieser nach Dießenhofen, um sich zum Examen auf den Frühling vorzubereiten; Vogler und Scher reisten nach Tübingen, um ihre Studien auf der Universität fortzusetzen. Bei ihren Abschieden leistete ich das Möglichste in „Fidelität" und gab ihnen natürlich das Geleite.

Von da an fühlte ich mich etwas vereinsamt in Zürich; denn neue Bekanntschaften wollte ich nicht anknüpfen, nachdem ich in Gabriel Rüsch einen so guten Freund gefunden hatte. Dieser vertauschte im gleichen Herbste Tübingen nach einjährigem Aufenthalt mit Würzburg, wo er nach einer Fußreise von 14 Tagen am 21. Oktober ankam, theils um sich als Chirurg und Geburtshelfer besser auszubilden, theils um sich daselbst auf die Promotion vorzubereiten.

An Rüsch den 17. Dezember 1816. — Bleibe Deinem Vorhaben getreu und kehre folgenden Frühling in die Schweiz zurück! Wenn wir einmal unsere Standeswürde errungen haben, warum

sollten wir uns nicht für einige Monate Erholung und Freude vergönnen? Nach Verfluß von zwei Jahren ist die Lebensansicht schon ernster. Ich bin dann vielleicht Pfarrer und, wo nicht Sittenrichter im bösen Sinn des Wortes, doch wenigstens Sittenprediger und, wenn ich meinem Amte und mir selbst Genüge leisten soll, Ascetiker, also außer Sphäre jugendlicher Lustbarkeit.

Deine Schwester hat mir das Uhrenbändchen (das Neujahrsgeschenk des vorigen Jahres!) übersandt, wofür ich ihr, wenn Du ihr dies in Deinem nächsten Briefe an sie, statt meiner, sagen willst, sehr dankbar bin; auch legte sie 19 nicht eben weitläufig geschriebene Zeilen bei, worin sie unter anderem die Bemerkung macht: „Mit den Freuden und Vergnügungen habe ich dieses Jahr Vakanz; ich hoffe aber künftiges Jahr wieder alles einzubringen, wenn mein Bruder hier ist.“

Schließlich wünsche ich Dir noch einen glücklichen Antritt des neuen Jahres, das in unserm Leben eine neue Epoche der bürgerlichen Selbständigkeit begründen wird. Der Anfang zu den examinibus ist von meiner Seite schon gemacht; das Ende wird um Ostern erfolgen. Ungefähr auf diese Zeit erwartest Du auch deinen Doktorhut, nicht wahr?

1817.

Meine Examen hatten ums Neujahr ihren Anfang genommen. Schon trug ich mich lebhaft mit Entwürfen für die Zukunft. Bloß um Pfarrer zu werden, wollte ich keinen weitern Aufwand machen. Aber durchdrungen von dem großen Bedürfnis meiner Landsleute, besser gebildet zu werden; überzeugt von der bisherigen Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit im Unterricht: dachte ich nach, wie diesem am besten abzuhelfen wäre, und ich fand, daß ein Reformator zuerst bei dem Lehrerstande anfangen müsse. Wenn ich aber auf dieses Ziel losgehen wollte, mußte ich, um im Vaterlande nicht verachtet zu sein, meinen Landsleuten erst fremd werden. Der Besuch einer Universität

wäre hiezu förderlich gewesen; denn das Studium auf einer Hochschule konnte mir auch noch weitere Bekanntschaft verschaffen, so daß ich den Unterhalt für die erforderliche Zeit im Auslande fände. Wenn mir dieses nicht gefiel, dachte ich, so konnte ich die Institute Pestalozzis oder Fellenbergs zu gleichem Zwecke besuchen. Mit Rang und Titel und unter dem Patrocinium hochgefeierter Namen trat ich dann unter meine Mitbürger zurück; ein Institut der Humanität für die sich dem niedern oder obern Lehrerstande widmenden Knaben und Jünglinge streuten den Samen der reinen, unverdorbenen Weisheit in ihre Gemüther.

So baute ich damals als fast zwanzigjähriger Jüngling meine Luftschlösser. Außerdem war in mir eine Neigung zur Schwester meines Freundes Rüsch entstanden, von der ich ihm in meinen Briefen kein Hehl mehr machte. Ich war entschlossen, sie, sobald meine Verhältnisse in Amt und Würden es gestatteten, zu heirathen, wenn ihre Hand dann noch frei wäre, und daß auch sie mir gut war, davon hatte ich Beweise von ihr erhalten; aber noch wollte und konnte ich mich nicht durch ein Versprechen binden, und so blieb ich frei, und sie blieb auch frei; denn sie wußte noch nichts von meinen Absichten.

Werthvoll und nicht ohne Einfluß auf meine Luftschlösser war mir der Besuch des Herrn Ramsauer, den mir Rüsch von Würzburg aus empfohlen hatte. Dieser Johannes Ramsauer war vormals ein armer Appenzeller Knabe aus Herisau gewesen und von Pestalozzi in sein Institut zu Iferten aufgenommen worden. Dort ragte er später als Lehrer hervor und gab geschätzte Schriften über Formen- und Zeichnungsunterricht heraus. Nach dem Austritt aus dem Institut trat er als Hauslehrer in den Dienst eines französischen Generals, lernte Frankreich und die große Welt kennen und gründete dann in Würzburg und später (1817) in Stuttgart Erziehungsanstalten. Er verweilte nur eine halbe Stunde bei mir zum Besuch; aber ich gewann doch großes Interesse an seinen pädagogischen Ansichten.

Der Aufenthalt im Kollegium wurde mir nun auch angenehmer als bisher, da unsre Herren Professoren mit regsamerer Kraft für die Wissenschaft sich bemühten, seitdem der neu erwählte Chorherr Schultheß an der Anstalt lehrte, und mir, wenn ich nur noch länger hätte zu bleiben gehabt, die Universität völlig überflüssig machten. Es gereute mich daher in der That nicht, daß ich im verflossenen Herbste nicht weggegangen war. Einzig die Geselligkeit mangelte mir, seitdem meine Landsleute sich entfernt hatten.

Meine philosophischen Studien, die mir durch die Beschäftigung mit Schelling etwas verleidet waren, scheinen doch nicht fruchtlos gewesen zu sein; denn im philosophischen Examen, welches hier für das schwerste gehalten wird, trug ich den von keinem einzigen Tadel befleckten, hingegen mit vielen Lobsprüchen gezierten Preis davon. Wir bekamen nämlich zur schriftlichen Arbeit das Thema: „Was ist von der philosophischen Lehre der kantischen Antinomien zu halten?“ Mir kam es außerordentlich gelegen, daß ich 1816 Kants Kritik der reinen Vernunft gelesen, das Buch dann nochmals gelesen und ausgezogen und zum dritten Mal den Auszug fast auswendig gelernt hatte. Auch Lockes Logik war von mir studiert worden, und aus Lockes Buch wählte ich die Worte als Motto: „Ein Knabe steht an einem Wässerlein und will abwarten, bis das Wässerlein abgeflossen sei.“ Ich schrieb ungefähr vier Bogen über das Thema. Unter allen 20 Aspiranten hatte ich die Aufgabe am besten gelöst. Es war freilich auch ein halsbrechendes Wagestück, das nicht geringen Muth erforderte, den vergötterten Kant zu widerlegen, seine Vernunft nicht für reine Vernunft, sondern für eine durch scholastischen Sauerteig verderbte Vernunft zu erklären. Das Philologicum war vorausgegangen, bei mir nicht gerade ausgezeichnet, aber ordentlich. Abraham Fröhlich, der später sich als Dichter hervorthat, war in den Sprachen besser als ich. Auf Grund meiner philosophischen Arbeit wurde mir das Accessit zum theologischen Examen eröffnet.

Als ich mein Philosophicum beendigt hatte, erkrankte ich. Ein strenger Marsch bei durchdringendem Winde am Samstag vor der Faßnacht hatte die vorher mit einem Katarrh behafteten Lungen so ergriffen, daß ich am Montag nachher, als ich bei einem kalten Nebel das Kollegium besuchen wollte, bis zum Blutbrechen husten mußte. Dieser Bluthusten wiederholte sich etwa zehn Tage lang, so daß, während im Anfang nur wenig Blut weggegangen war, die Ergießungen immer zunahmen. Durch selbsterzwungene Ruhe von drei Tagen hörte dieser Husten endlich auf. Immer heftiger aber wurde das Fieber. Beängstigungen auf der Brust traten ein. Die Medizinen trieben das Blut zum Kopfe, und ich verlor noch viel Blut durch die Nase. Es geschieht zuweilen, daß Kranke in lichtem Fieberzustande Visionen haben; so sah ich damals, nachdem ich den Tag über Göthes Bekenntnisse einer schönen Seele gelesen hatte, ein Himmelsbild der Maria und ihres Sohnes.[80])

Mein Arzt that immer nur, was ich ihm selbst vorschlug. Ich machte ihn aufmerksam auf das dicke und schwarze Geblüt und forderte Verdünnung desselben; ich begehrte Fußbäder: das alles hatte den besten Einfluß auf die Heilung. Zum ersten Aderlaß schickte mir der Chorherr Schinz seinen Pfister; der marterte mich so lange, bis ich ohnmächtig wurde; denn er zitterte selbst, als er den Schlag ansetzen wollte. Dann ließ er mir nur einige Löffel voll Blut heraus, weil es nicht fließen wollte. Das half natürlich wenig; ich spie allemal die alterierenden Tage etwas Blut, bis zuletzt eine ungeheure Fieberhitze und endlich Schweiß mich so abmatteten, daß in der vollkommenen Körperruhe keine neue Wallung des Blutes möglich war. Zwei Wochen dauerte das an; allmälig erholte ich mich; aber immer noch spürte ich ein Drängen und Brennen auf der Brust, wie ich zu bemerken glaubte, längs den Pulsadern hin.

---

[80]) Diese Bemerkung steht in einem Briefe P's an den Kirchenrath Sal. Vögelin vom 8. Jan. 1834.

Nur wenige Tage lang konnte ich mich für einige Stunden außer dem Bette aufhalten; da wurde ich von einer, wie ich glaube, verwandten, aber doch nicht gleichen Krankheit überfallen. Ich wurde äußerst engbrüstig. Ein reichlicher Aderlaß, bei welchem sich eine starke Entzündungskruste absetzte, verschaffte mir nur auf kurze Zeit Ruhe. Sauerteig und Senf, auf die Fußsohlen gelegt, wirkten nicht, weil die Haut zu hart war, und auf die Waden legte man solche erst, als es fast zu spät war. Der Arzt gab mich auf; hätte er mich mit meinem Bluthusten nicht vier Tage außer dem Bette zubringen und immer halb frieren und frösteln lassen, es wäre auch nicht so weit gekommen. Es mag überhaupt ein großer Fehler sein, wenn ein Patient einen Arzt zu Rathe zieht, zu dem er kein rechtes Vertrauen hegt, wie es bei mir der Fall war. Für Dr. Keller in Frauenfeld hätte ich schon mehr Vorliebe gehabt.

Treue Pflege und Freundschaft bewiesen da an mir die Familie der Frau Pfarrer Wiederkehr, Herr Denzler, Chorherr Bremi, Frau Zwicki u. a. Aber schwerer Kummer lastete auf meiner Seele für meine Eltern, die in ihrer frommen Hoffnung auf einen dankbaren Sohn getäuscht und dazu noch mit einem namhaften Geldverlust in Schaden gesetzt werden sollten, wenn mit mir ihre einstige Hülfe zu Grabe gienge; es quälte mich der Gedanke an meine Geschwister, die ihres Bruders Entschädigung nun missen würden, wenn ich ihnen wegstürbe, und so nahe am Ziel! Ein Trostbrief des Herrn Antistes Sulzberger gab mir Gelegenheit, ihm meinen Kummer zu offenbaren; er versprach mir, dafür zu sorgen, daß meine Eltern zu meinem Verluste nicht noch meine Schulden tragen müßten, falls ich die Krankheit nicht überstände. Die Aufmunterung zum Vertrauen auf Gott, die in diesem Briefe enthalten war, fruchtete wenig, und der Trost, daß ichs in einer andern Welt besser haben sollte, wog das Peinliche jener Gedanken an die Meinigen nicht auf. Ich wünschte nur meine Eltern vor Schaden gesichert; das Versprechen des Antistes beruhigte mich ganz.

Ich fürchtete mich vor dem Tode so wenig, daß ich nicht erschrak, als Hr. Denzler sich eines Tages vor mein Bette hinstellte und mir geradezu heraussagte, daß er wenig Hoffnung für mein Aufkommen habe. Mir, dem jungen Philosophen, war Gott nicht der gütige, liebreiche, alle Menschen mit dem Besten beglückende Vater; er war mir ein Wesen, dessen Wege nicht unsre Wege und dessen Gedanken nicht unsre Gedanken sind, und damit ist dem Trostbedürftigen begreiflich wenig gedient. Ich war mit meiner Zweifelsucht bei dem Zustande angekommen, wo man jedes Urtheil aufgibt und gleichsam ins Nichts hinausstarrt. Ich wäre in der Ueberzeugung gestorben: Mein Schicksal ist Menschenschicksal. Was soll ich klagen? Ich freue mich meines kurz gewesenen Daseins und gehe hin — wohin? weiß ich nicht, doch mit der Zuversicht, daß es mir nicht übel gehen könne, wenn ich überm Grabe fortdauern werde, und wenn ich vernichtet werde, so könne mich keine Reue und kein Unmuth für mein Leben plagen.

So hatte ich mit dem frommen Glauben, dem Erbtheil des Elternhauses, indem ich mich immer mehr der skeptischen Philosophie als Leiterin anvertraute, so übel gehaust, daß ich beim Bankerott desselben angelangt war, und in dieser religiösen Leere vor dem theologischen Examen stand, wie das leider so manchem jungen Theologen begegnet.

Eine Entschuldigung muß ich indessen doch noch für meinen Arzt machen, den ich vorhin vielleicht zu hart angeklagt habe. Er hatte in dem bedenklichen Husten ein Anzeichen von Schwindsucht gesehen, und meine Leute bestärkten ihn in dieser Vermuthung durch die Bemerkung, daß ich zu viel über den Büchern sitze. Dies, glaube ich, mußte ihn fast nothwendig bestimmen, behutsam zu Werke zu gehen, und mehr durch die Anordnung der Diät als durch starke Arzneimittel die Beschaffenheit meines Gesundheitszustandes in ihren weitern Aeußerungen zu erforschen. Es ist eine schwierige Sache um die menschliche Organisation; sie ist zu künstlich, als daß man viel daran ändern könnte, und

will doch hinwiederum oft nur durch gewaltsame Mittel geheilt sein.

Allmälig erholte ich mich wieder so weit, daß ich an mein Examen denken durfte. Aber die als Kur verordnete, in Schnecken abgekochte Milch verschleimte mir den Magen, so daß die Genesung sich sehr verzögerte. Glücklicherweise beseelte der Geist der Langsamkeit auch meine Examinatoren; der Beginn der Prüfungen verzögerte sich, und ich konnte sie mitmachen.

Im Hebräischen bezeichnete uns der Professor schon vor dem Examen das Probestück, das wir durchnehmen sollten, nämlich das sechste Kapitel im Jesaias. Die übrigen Examinanden begnügten sich aber damit nicht, sondern waren so dreist, von dem Examinator zu verlangen, daß er einem jeden von ihnen auch noch den Vers bezeichne, den er zu übersetzen hätte, und er war ihnen wirklich zu willen. Ein jeder von ihnen schrieb nun seinen Vers mit lateinischer Schrift auf einen Zeddel und legte diesen in seine hebräische Bibel, die er ins Examen brachte. So gieng die Prüfung wie am Schnürchen. Ich aber schämte mich, einen solchen Betrug auszuüben. Mich traf der 12. Vers; ich interpretierte aber auch den 13. Dadurch gerieth mein Nachfolger, dem dieser Vers zugedacht war, in die Klemme, und er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er den gleichen Vers nochmals traktierte.

In der Pastoraltheologie legte mir der Chorherr Geßner die Frage vor: „Wenn Ihr einen Kranken zu besuchen hättet, womit würdet Ihr, ihm zum Troste, seine Leiden vergleichen?“ Ich antwortete: „Mit dem Golde, das im Feuer geläutert wird.“ „Das nicht,“ versetzte er abwehrend. „Mit dem Kreuze, das ein jeder auf sich nehmen muß.“ „Das auch nicht.“ „Mit einer bittern Arznei, die dem Menschen endlich Heilung bringt.“ „Das wieder nicht. Nun, wißt Ihr denn das Bild nicht mehr? Mit einem Becher, den man austrinken muß.“ Ich versetzte: „Es heißt in der Zürcher Bibelübersetzung nicht Becher, sondern Trink-

geschirr." Nun kam ich schön an; durch diese Korrektur hatte ich es bei dem Professor verdorben; denn als wir nach dem Examen bei den Professoren die üblichen Abschiedsbesuche machten, sagte Geßner zu mir in verletztem Tone: „Ihr seid nicht mit meinem Willen durchs Examen gekommen!"

Ich hatte also, wie sich schon aus diesem liebenswürdigen Abschied ergab, das Accessit zur Probepredigt erhalten. Weil aber meine Lunge, wie der Arzt bezeugte, so schwach war, daß man ihr keine außergewöhnlichen Zumuthungen machen durfte, so begnügte man sich, meine schriftliche Predigt statt der mündlichen anzunehmen. Und so wurde ich, nachdem alles gut von statten gegangen war, am 4. Mai in Zürich ordiniert. Ich blieb kalt dabei; meine Krankheit hatte mich nicht frömmer gemacht.

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Die archäologische Karte des Kts. Thurgau
nebst Erläuterungen und Fundregister
von **Jakob Heierli.**

A. Erläuterungen zur archäologischen Karte des Kantons Thurgau.

Schon seit Jahrtausenden ist der Thurgau bewohnt; aber von den ältesten Bewohnern desselben redet keine Urkunde, keine Stein-Inschrift. Sie werden von der Geschichte nicht genannt; wohl aber finden sich ihre Spuren im Schlamm der Seen, unter der Ackerkrume, im Boden des Waldes, kurz, im Schoße der Erde geborgen und hie und da ist auch noch ein Werk ihrer Hände, bis heute sichtbar geblieben. Wer diesen alten Resten von Menschenhand sorgsam nachgeht, dem öffnet sich eine neue Welt, und sein Blick schweift über Zeiten und Menschen, von denen nicht einmal mehr die Sage zu berichten weiß.